DAS MAGAZIN
DER BUNDESWEHR
08 2014

Europa im Blutrausch

Aus einem Tagebuch 1914

SPEZIAL

100 JAHRE BEGINN ERSTER WELTKRIEG

D-54592
4 195459 203105 08

Deutschland 3,10 EUR BeNeLux 3,60 EUR
Österreich 3,50 EUR Schweiz 6,10 SFR

WWW.Y-MAGAZIN.DE

TARGOBANK

PARTNER-PROGRAMM

Exklusive Vorteile für die Mitarbeiter der Bundeswehr



Dies sind einige Ihrer Vorteile:

- Kostenloses Girokonto mit attraktiver Guthabenverzinsung[1]
- Individuell und sicher – profitieren Sie von Sonderkonditionen bei unserem Kredit
- Classic Visa-Kreditkarte mit Gratis-Cash deutschlandweit[2]

Kostenlose TARGOBANK Servicenummer Partner-Programm:
0800 - 73 76 22 22
(Mo.-Fr. 8.00-20.30 Uhr,
Sa. 10.00-14.00 Uhr)

Vereinbaren Sie ein Beratungsgespräch in der Filiale oder bei Ihnen zu Hause.

Alle Vorteile finden Sie unter www.targobank.de/partnerprogramm

(1) Bei regelmäßigem Gehaltseingang von mindestens 600,– EUR in einem Betrag oder ab einem kontinuierlichen Guthaben von 2.500,– EUR bei der TARGOBANK. Es gelten die Konditionen laut Preis- und Leistungsverzeichnis. Dieses Angebot gilt nur für Mitarbeiter bzw. Mitglieder der Kooperationspartner der TARGOBANK.
(2) Gutschrift der Jahresgebühr, Hauptkarte 30,– EUR, Zusatzkarte 15,– EUR, im 1. Jahr auf Ihr Kreditkartenkonto. Mit Gratis-Cash können Sie an jedem Bankautomaten mit Visa Logo in Deutschland kostenlos Geld abheben. Alles, was Sie dafür benötigen, ist ein Girokonto mit einem monatlichen Geldeingang von mindestens 600,– EUR in einem Betrag bei der TARGOBANK. Für die Kreditkarte muss eine Lastschrifteinzugsermächtigung von diesem Girokonto bestehen.



WELTKRIEG

DER LANGE ABSTIEG IN EINE UNVORSTELLBARE KATASTROPHE

Das hatte sich 1914 niemand vorstellen können: 8,5 Millionen Gefallene, 21 Millionen Verwundete, 8 Millionen Gefangene. Das ist die furchtbare Bilanz des **ERSTEN WELTKRIEGS,** der vor 100 Jahren begann.

Es waren aber nicht die Monarchen, Politiker, Diplomaten oder Feldherren, die starben. Es war die **JUGEND EUROPAS,** die auf den Schlachtfeldern Flanderns, in den Schützengräben der Picardie, in den eisigen Höhen der Alpen und in den Weiten Russlands verblutete. Das Durchschnittsalter der jungen Männer, die in Verdun kämpften und starben, betrug gerade einmal 18 Jahre. Ihre Ziele, ihre Träume, ihre Sehnsüchte vor dem Krieg waren im Kern dieselben wie heute. Sie wollten Freiheit.

Die Jugend vor 1914 war im Aufbruch. Der Krieg lenkte ihre Begeisterung und ihre Opferbereitschaft in verhängnisvolle Bahnen. Wir haben das Schicksal eines jungen Mannes nachgezeichnet. In seinem **TAGEBUCH** hält er die Stationen seiner Reise an die Front fest. Seine Erwartungen, seine Hoffnungen, seine Ängste. So oder ähnlich könnten unzählige junge Soldaten empfunden haben. Wir wollen ihn auf seinem Weg begleiten. Kommen Sie mit? Er heißt übrigens Hans.

HERZLICHST, IHR



Jan Marberg
Leitender Redakteur

Titel: Y/KircherBurkhardt; Illustration: Y/KircherBurkhardt

INHALTSVERZEICHNIS

Editorial *S.3* Impressum und Autoren *S.100* Abschluss und Vorschau *S.102*



VOR DEM KRIEG

TAGEBUCH I

„Lotte liebt mich“ – Eintrag vom 18. Mai 1914. Hans will heiraten, sein Freund Wilhelm auswandern.
S.6

JUGENDKULTUR

„Zurück zur Natur“ lautet das Motto der bürgerlichen Jugend in der Vorkriegszeit. Abstinenz und Vegetarismus sind ihre Themen
S.8

BÜNDNISSE

Wie es aus dem Krieg ein Weltkrieg wurde: Die europäischen Mächte, ihre Monarchen und ihre Kolonien
S.16

SOLDATENALLTAG

Im Kaiserreich kosten kurze Dienstzeiten während der Ausbildung viel Geld. Auch für die Offizierslaufbahn muss man wohlhabend sein
S.18

GLOBALISIERUNG

Ein Besuch im Kolonialwarenladen: Produkte und Inhaltsstoffe aus Übersee verändern die Warenwelt
S.22

MILITARISMUS

Wie die Uniformträger zur werte- und kulturstiftenden Klasse in einer zutiefst patriotischen Gesellschaft avancieren
S.24



KRIEGSBEGINN

TAGEBUCH II

„Unser ganzes Wesen gehört dem Vaterland“ – Eintrag vom 15. August 1914. Hans meldet sich freiwillig und wird Infanterist
S.26

ATTENTAT

Der Anschlag auf den habsburgischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajewo hätte verhindert werden können
S.28

JULIKRISE

Von Bündnispflichten, Mobilmachung und Ultimaten: Europas Weg in das Verhängnis
S.30

SCHLIEFFEN-PLAN

Erst ein schneller Sieg über die Franzosen, dann der Kampf gegen die Russen, so lautete der Schlieffen-Plan. Doch alles kommt anders
S.36

JÜDISCHE SOLDATEN

Fast 100.000 jüdische Sodaten dienten im Deutschen Heer und in der Marine. Ihr Ringen um Anerkennung war dennoch fast vergeblich
S.44



AN DER FRONT

TAGEBUCH III

„Unaufhörlich krepiert Artillerie über unseren Köpfen“ – Eintrag vom 13. November 1914. Hans schreibt im Schützengraben an der französischen Front
S.48

STELLUNGSKRIEG

Wie sie den Grabenkrieg erlebten, berichteten junge Soldaten aller Kriegsparteien in Briefen nach Hause. Y fügt Auszüge zu einem Bild zusammen
S.50

TECHNIK

Mehr als je zuvor verändert der Erste Weltkrieg die Ausrüstung und Bewaffnung der Soldaten.
S.58

PORTRÄTS

Eine Spionin, eine Krankenschwester, eine Schriftstellerin – Geschichten von berühmten Frauen
S.66

PROPAGANDA

Medien im Kriegseinsatz: Wie Zeitungen, Plakate und Postkarten das Meinungsbild bestimmten
S.70



TOD

TAGEBUCH IV

„Wird Lotte mich noch wollen?“ – Eintrag vom 18. November 1914. Hans ist von einem Granatsplitter getroffen
S.76

LANGEMARCK

Was steckt hinter dem Mythos der Ersten Flandernschlacht?
S.78

SANITÄTER

Die medizinische Versorgung der Soldaten stellte alle Sanitätsdienste vor schier unlösbare Aufgaben
S.82

WEIHNACHTSFRIEDEN

Im Dezember 1914 schwiegen die Waffen. An der Front verbrüderten sich die Gegner
S.86

ZAHLEN

Das enorme Leiden des ersten industriellen Kriegs offenbart sich in erschreckenden Statistiken
S.90

GEDENKREISE

Was denken junge Soldaten heute über die Schlacht um Verdun?
S.92

INTERVIEW

Ein Facharzt bewertet die psychischen Folgen der Kriegserlebnisse für Frontsoldaten im Ersten Weltkrieg
S.98



SCHAUBILD

So lebten und starben die Soldaten in den Schützengräben
S. 52



Foto: Y/KircherBurkhardt; Illustration: László Nagy (5)



18. Mai 1914

Lotte liebt mich. Als ich ihr heute auf dem Spaziergang meine Gefühle gestand, da blickte sie auf zu mir und sagte „Hans, auch du bist mein Schatz." So nahm ich ihre Hände in die meinen. Die Vögel zwitscherten fröhlich dazu, die Maisonne lachte, als wollte sie uns beglückwünschen. Kommt sie mir in den Sinn, springt mein Herz und ich kann mich kaum fassen. Bald bemerkte die Freundesschar, dass wir uns ein wenig abgesondert hatten und man rief nach uns. „Ich will Lotte heiraten", platzte ich heraus. Lend wieder sah sie mich allerliebst an.

Bis wir Eheleute sind, wird es aber noch eine Weile dauern. Erst muss ich die Abiturprüfung gut bestehen und mein Ingenieursstudium hinter mich bringen. Vater möchte, dass ich in seine Fußstapfen trete. Was wird er sagen, wenn er hört, dass Lotte katholisch ist?

Aber ich will sie nicht lassen.

Foto: Lost and Taken; Illustration: Y/KircherBurkhardt (@); Text: Reiner Schweinfurth

Wir waren noch in einem Gartenlokal am See und Wilhelm erzählte entsetzt von seiner Schwester, die sich heimlich mit ihrem Galan trifft. Der Mann ist Advokat und verheiratet! Nun erwartet sie ein Kind von ihm. Was soll sie nur tun? Das muss in einer Katastrophe enden. Ach, der Mensch ist so schwach gegenüber seinen Trieben... Untereinander sprechen wir viel darüber. Zucht und Ordnung müssen doch eingehalten werden, sonst fällt alles auseinander! Dafür sorgt unser Kaiser. Ihm vertrauen wir.

Ich muss noch ziemlich viel büffeln. In der nächsten Woche finden die Griechisch- und Lateinprüfungen statt.

Lotte will mit mir lernen. Das führt nur wieder zu Träumen und Seufzern. Ihre Eltern haben schon überlegt, ob sie zurück nach Süddeutschland gehen. Das wäre mein Ende! Ich würde mich in die Elbe werfen.

Aber auch Willi liebt ein Mädchen, das nicht zu seinem Stand passt. Er überlegt, ob er mit ihr auswandern soll nach Amerika. Da soll alles freier und ehrlicher sein, sagt er.

Das kann ich mir gar nicht vorstellen.

Am Ende des Tages waren wir alle ziemlich besäuselt und uns einig: Wir haben es nicht leicht.

EINFACH FREI SEIN

Wie so viele seiner Generation wurde Ernst Jünger durch die Jugendbewegung „Wandervogel“ geprägt. Im August 1914 meldete er sich freiwillig für den Kriegsdienst – aus Patriotismus und Abenteuerlust.

TEXT Andreas Mix

Die Schule ist eine Qual für Ernst Jünger. Seine Lehrer sieht er als alte Männer mit imposanten Bärten und strengen Blicken. Der spätere Schriftsteller ist ein miserabler Schüler: „Die Mathematik – das war ein Berg, der sich vor ihm auftürmte.“ Die Zeugnisse mit den vielen Fünfen bereiten dem Vater, einem erfolgreichen Apotheker, große Sorgen. Statt den Schulstoff zu pauken, flüchtet der Junge in die Literatur. Unter der Schulbank verschlingt er Abenteuer- und Heldengeschichten, die seine Fantasie beflügeln. Mit Old Shatterhand reitet er durch den Wilden Westen, mit Robinson Crusoe kultiviert er dessen einsame Insel, mit Odysseus kämpft er um Troja.

ABLENKUNG VOM STRENGEN REGIMENT der Schule bieten auch Ausflüge in die Natur. Vom niedersächsischen Rehburg, wo die Familie lebt, ist es nicht weit bis zum Steinhuder Meer. Durch die Wiesen und Felder streift der 1895 geborene Ernst regelmäßig mit seinem drei Jahre jüngeren Bruder Friedrich Georg. 1911 schließen sich die beiden der Wunstorfer Ortsgruppe des „Wandervogels“ an. Sie bietet den Jugendlichen die Möglichkeit, der Schule und der elterlichen Aufsicht zu entfliehen. Was 1896 mit einer Wanderung von Steglitzer Gymnasiasten in den nahen Grunewald bei Berlin begann, entwickelt sich innerhalb weniger Jahre zu einer bunten Bewegung, die eine eigene Kultur, eigene Sprachcodes und einen eigenen Lebensstil hervorbringt. Mit Rucksack, Zelt und Gitarre brechen Jugendliche wie die Brüder Jünger an den Wochenenden und in den Ferien zu Wanderungen auf. Selbstbestimmt wollen sie ihre Freizeit gestalten, frei von den gesellschaftlichen Konventionen. Inspiriert sind sie von der Romantik und den Reformbewegungen ihrer Zeit. Aufgewachsen in einem Zeitalter der rasanten Industrialisierung und des technischen Fortschritts, sehnen sich die Wandervögel nach der Natur und dem einfachen Leben. Von Schlagern und Operettenliedern wollen die Wandervögel nichts wissen. Sie entdecken alte Volkslieder neu oder schreiben selbst Gedichte, in denen sie ihren Aufbruch in die Natur besingen. Zusammengefasst werden sie im Liederbuch „Zupfgeigenhansl“. Es wird genauso wie die Zupfgeige selbst, die Gitarre, zu einem ständigen Begleiter der Wandervögel. Ihre Wanderungen, die sie Fahrten nennen, führen sie ins Fichtelgebirge, in den Harz, den Böhmerwald und andere Mittelgebirge. Beliebte Ziele sind Burgruinen wie die Burg Hanstein in Thüringen. Übernachtet wird in Zelten oder bei Bauern. Auch für die Verpflegung sorgt man selbst. Gekocht wird am offenen Feuer, wo auch gesungen und diskutiert wird. Und diskutiert wird viel: Sollen Mädchen mitwandern? Wie verhält man sich zu den Juden? Dürfen Wandervögel ☛



Ach, Blümlein blau, verdorre nicht! Du stehst auf grüner Heiden. Du bist einmal mein Schatz gewest

AUS DER LIEDERSAMMLUNG „ZUPFGEIGENHANSL“ DER WANDERVOGELBEWEGUNG. SIE ERSCHIEN 1909



Ernst Jünger (2. von rechts) mit Freunden bei einem Treffen der Wandervögel um 1910



Fotos: DLA-Marbach; Hans Breuer/Friedrich Hofmeister Verlag; picture-alliance/akg-images

Wandervögel um 1910: Die Gitarre war das beliebteste Instrument bei den jungen Männern



Das wohlhabende Bürgertum vergnügt sich beim Poloturnier bei Frankfurt. Am Rande pflegen die Damen Konversation

☛ rauchen und Alkohol trinken? Die Jugendbewegung ist männlich dominiert. Doch auch Mädchen und junge Frauen zieht es ins Freie. Den Zwängen der bürgerlichen Erziehung sind sie noch stärker unterworfen als ihre männlichen Altersgenossen. Zeit ohne Aufsicht von Lehrern, Eltern oder Verwandten gibt es für sie kaum. Umso befreiender empfinden sie die Möglichkeit, sich ab 1905 im Bund der Wanderschwestern zu organisieren. In einigen Vereinen wandern Jungen und Mädchen auch gemeinsam, doch die Mehrzahl der Wandervögel lehnt das ab. Sie begreifen die Jugendbewegung als einen Männerbund. So auch Jüngers Wunstorfer Ortsverband des Alt-Wandervogels.
Zur Spaltung kommt es auch in der Frage, ob Juden in den Vereinen des Wandervogels aufgenommen werden sollen. In der Gesellschaft stellen sie eine winzige Minderheit; nicht einmal ein Prozent der Bevölkerung im Deutschen Kaiserreich gehört der jüdischen Konfession an. Doch in den städtischen Gymnasien, aus denen sich die Mitglieder der Jugendbewegung rekrutieren, sind die Juden überproportional stark vertreten. Viele von ihnen beteiligen sich aktiv in der Jugendbewegung.
Zum Eklat kommt es, als 1912 in Zittau einer jüdischen Schülerin die Mitgliedschaft in einem Wandervogelverein verweigert wird. Die Diskussion in den Vereinsblättern und Gremien zeigt, wie brüchig der Schwur auf konfessionelle, politische und weltanschauliche Neutralität ist. Vielen gilt die Jugendbewegung als „rein deutsch". Juden sind da unerwünscht. Der Riss ist nicht mehr zu kitten. Wie in anderen Bereichen der Gesellschaft, so bildet sich auch in der Jugendbewegung rasch eine eigene jüdische Vereinskultur aus. Aus lokalen jüdischen Wandergruppen formiert sich 1913 „Blau-Weiß – Bund für Jüdisches Jugendwandern in Deutschland".

Lustig ist's Matrosenleben, haltojo. Ist mit lauter Lust umgeben, haltojo. Bald nach Süden, bald nach Nord, haltojo

WEITE REISEN IN DIE FERNE WAREN EIN TYPISCHES THEMA DER WANDERVÖGEL

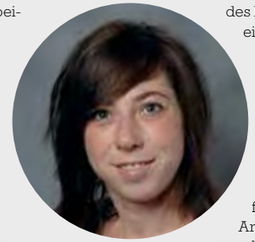


Ruderer bei Frankfurt an der Oder, um 1910

Fotos: picture-alliance/Mary Evans Pi; picture-alliance/ZB/Sammlung Kotterba; privat

DIE MEHRHEIT DER WANDERVÖGEL propagiert Abstinenz. Tabak und Alkohol gelten ihnen als Laster der Zivilisation und Ursache körperlicher und seelischer Deformationen. Von dem exzessiven Trinken, das in den studentischen Verbindungen gepflegt wird, setzt sich die Jugendbewegung bewusst ab. „Durch den Wandervogel zur Enthaltsamkeit", lautet der Wahlspruch des „Deutschen Bundes für Jugendwanderungen". Manche Gruppierungen innerhalb der Jugendbewegung fassen die Abstinenz noch weiter. Sie befürworten eine vegetarische Ernährung. Den Fleischkonsum lehnen sie aus gesundheitlichen und ethischen Gründen ab. Die Diskussionen um Abstinenz und Vegetarismus zeigen, wie eng die Jugendbewegung mit Lebensreform und Kulturkritik um 1900 verbunden ist. Pädagogen wie Ludwig Gurlitt oder Gustav Wyneken brandmarken den Drill in den Schulanstalten als lebensfeindlich und fordern neue Formen der Erziehung. Philosophen wie Ludwig Klages und Schriftsteller wie Julius Langbehn kritisieren die Moderne und ihre Phänomene: Industrialisierung, Verstädterung und Massenkultur. Sie prägen das Leben von Millionen Menschen in Deutschland. Am Ende des 19. Jahrhunderts erlebt das Deutsche Kaiserreich einen Wirtschaftsboom, in dessen Folge es zur größten Industrienation Europas aufsteigt. Zum rasanten Wirtschaftswachstum tragen besonders die neuen Industriezweige bei. In der Elektro- und Chemieindustrie sind deutsche Unternehmen weltweit ebenso führend wie im Maschinenbau. Parallel dazu steigt die Bevölkerungszahl rasant. Lebten 1871, im Jahr der Gründung des Deutschen Kaiserreichs, ☛

DÖRTE HEIN „DIE MEHRHEIT DER ERFASSTEN JUGENDLICHEN ZEIGTE SICH RATLOS UND RESIGNIERT"



Die Kriegsbegeisterung war vor allem eine Erscheinung des Bürgertums. Wie stand es um die Arbeiterjugend? Dörte Hein, Leiterin des Archivs der Arbeiterjugendbewegung, weiß Bescheid.

War die Arbeiterjugend kriegsbegeistert?
Es meldeten sich viele organisierte Arbeiterjugendliche freiwillig zum Kriegsdienst. An der nach wenigen Monaten einsetzenden Ernüchterung und der hohen Zahl an Todesopfern entzündete sich jedoch bald das oppositionelle Aufbegehren von Teilen der organisierten Arbeiterjugend, die, wie in den Vorkriegsjahren, eine klare antimilitaristische Haltung einnahmen. Es war jedoch nur eine Minderheit, die Widerstand leistete. Die Mehrheit der rund 100.000 von der Zentralstelle Erfassten zeigte sich eher ratlos und resigniert.

Wie waren ihre Lebensbedingungen?
Die mit Kriegsbeginn einsetzende weitgehende Aufhebung des Jugendarbeitsschutzes, die katastrophale Lebensmittelversorgung sowie die Bezahlung der Arbeiterjugendlichen auf Niedriglohnniveau führten zu einer starken Verschlechterung des Gesundheits- und medizinischen Versorgungszustandes. Die 16- bis 18-Jährigen sahen sich zudem massiven Einschränkungen der Bewegungsfreiheit durch die Erziehungserlasse konfrontiert. Alkohol- und Nikotinverbot, abendliches Kneipenverbot waren die Folge. Der verordnete Sparzwang bedeutete den weitreichendsten Einschnitt in ihr Leben. Danach war ein Anteil des Lohnes zwangsweise auf ein bis Ende des Krieges gesperrtes Sparkonto zu überweisen. Das führte zu einer Vergrößerung der wirtschaftlichen Not der Jugendlichen und deren Familien, für die das Einkommen überlebensnotwendig war. Die Betroffenen reagierten darauf mit Arbeitsniederlegungen und wurden dafür von den Gewerkschaften unterstützt.

Erfuhren die jungen Männer durch ihren Kriegseinsatz eine gesellschaftliche Aufwertung?
Mit dem Militäreinzug der Väter, Söhne und Brüder brach das überlebenswichtige Einkommen weg und konnte nur notdürftig mit den niedrigen Löhnen der erwerbstätigen Jugendlichen und Frauen ausgeglichen werden. Hinzu kam die Regelung der Hinterbliebenenrente. Die richtete sich nach dem militärischen Rang der Gefallenen. Dies war eher ein Beleg für eine abwertende Haltung des Staates gegenüber den einfachen Landsturm- und Landwehrleuten. Hinzu kam, dass viele Gefallene sehr jung waren und daher nur geringe Ansprüche aus der Sozialversicherung geltend gemacht werden konnten. Plakativ formuliert, folgten dem Tod des einfachen Soldaten nicht selten auch die Verelendung und der Hungertod seiner Angehörigen zu Hause.

Mit Trommel- und Pfeifenspiel, so sollt ihr mich begraben. Drei Schüß ins stille Grab

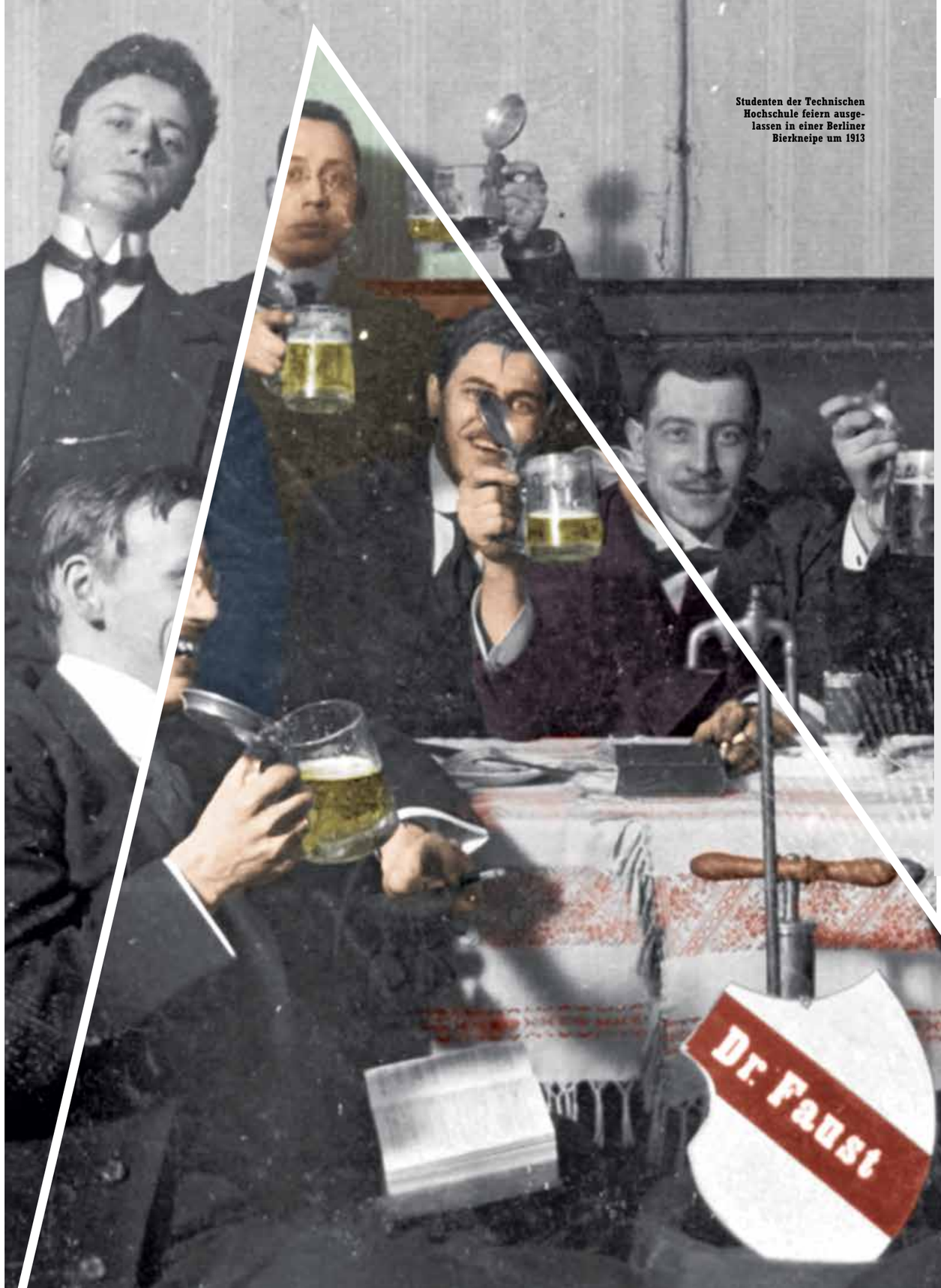
SOLDATENROMANTIK IN DEN LIEDERN WAR WICHTIG



Ein Berliner fährt mit seinem Hochrad über den Boulevard

☛ noch 41 Millionen Menschen in den deutschen Bundesstaaten, so sind es 1910 fast 65 Millionen. Fast zwei Drittel von ihnen leben in Städten, jeder Fünfte sogar in einer Großstadt mit mehr als 100.000 Einwohnern. Durch den Geburtenüberschuss ist die Gesellschaft sehr jung: Das Durchschnittsalter liegt mit knapp 27 Jahren rund 17 Jahre unter dem der heutigen Bundesrepublik. Noch nie hatte Jugend in Deutschland so viel Zukunft wie um 1900. Doch die Großstädte sind geprägt von riesigen Industrieanlagen, die mit ihren Emissionen die Luft verschmutzen, und Mietskasernen, mehrgeschossigen Gebäuden mit dunklen Innenhöfen, schlecht beheizten und unbelüfteten Zimmern. Viele Menschen, die dort in drangvoller Enge leben, flüchten sich in ihrer Freizeit in Kneipen oder suchen Zerstreuung in Varietétheatern.

ZURÜCK ZUR NATUR“ lautet das Schlagwort, das Lebensreformer und Jugendbewegte verbindet. Reformhäuser und Naturkost, Reformkleider und Freikörperkultur, alternative Heilkunde und neue Wohnformen – all das entwickelt sich um die Jahrhundertwende als Protest gegen die bürgerliche Kultur des wilhelminischen Zeitalters. Die Reformer tragen statt der Vatermörder – der steife, hohe Stehkragen am Herrenhemd – offene Kragen; Frauen weite, wallende Kleider statt einschnürender Korsetts. Der neobarocke Plüsch der Wohnkultur wird durch zweckrationale Möbel und Gebrauchsgegenstände abgelöst. Dabei ist den meisten Wandervögeln die Landbevölkerung fremd. Das Landleben, das die Stadtkinder idealisieren, ist eine rückwärtsgewandte Idylle und hat mit den Realitäten ihrer Zeit wenig gemein. Auch die Sorgen und Nöte ihrer Altersgenossen, die an sechs Tagen in der Woche in Fabrikanlagen und Bergwerken körperlich hart arbeiten, kennen die Wandervögel kaum. Die Jugendbewegung ist ein Phänomen des Bürgertums. Ihren Höhepunkt erlebt sie beim Ersten Freideutschen Jugendtag. Mehr als 2.000 Jugendliche pilgern im Oktober 1913 auf den Hohen Meißner bei Kassel. Der Zeitpunkt ist bewusst gewählt: Während die Würdenträger des Kaiserreichs mit pompösen Feiern den 100. Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig feiern, zelebriert die alternative Jugend ihren Aufbruch mit Sportwettkämpfen, Spielen und Diskussionen. Auf dem Meißner wird im Regen und Herbstnebel gesungen, getanzt und diskutiert. Nach langen Debatten einigen sich die zahlreichen Gruppen, Vereine und Verbände schließlich auf eine Schlussformel: „Die Freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten. Für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein.“
Die pathetisch beschworene Selbstbestimmung ist ein Minimalkonsens, inhaltlich vage und vielfältig auslegbar. Spätestens auf dem Hohen Meißner wird deutlich, wie zersplittert die Jugendbewegung bereits ist. Deutlicher in ihren Aussagen werden die geladenen Festredner: liberale Historiker, Pädagogen und Politiker. Am meisten Eindruck macht der Göttinger Reformpädagoge Gustav Wyneken, der vor einem Krieg in Deutschland warnt: „Möge nie ☛



Studenten der Technischen Hochschule feiern ausgelassen in einer Berliner Bierkneipe um 1913

BEWEGTE JUGEND

HOHER MEISSNER

Am 11./12. Oktober 1913 trafen sich auf dem nordhessischen Hohen Meißner 2.000 bis 3.000 Teilnehmer, vorwiegend Jugendliche, zum Ersten Freideutschen Jugendtag, dem „Fest der Jugend“. Das Treffen der Jugendbewegung war als Gegenprogramm zur militaristischen Gedenkveranstaltung zum 100. Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig (Oktober 1813) gedacht.

WANDERVOGEL

Die 1896 in Steglitz bei Berlin hauptsächlich von Schülern und Studenten bürgerlicher Herkunft gegründete Bewegung stellte sich gegen die fortschreitende Industrialisierung der Städte. Romantische Ideale, Freiheit von schulischen und gesellschaftlichen Zwängen und Sehnsucht nach freier Natur waren die Hauptmotive.

ABSTINENZVEREINE

Teile der Wandervögel lehnten die Gewohnheiten der Studenten, sich in Burschenschaften zu betrinken, ab. Rigorismus und Tugendeifer machten sich breit. Dem Vaterland wurde ewige Treue geschworen. Im Rahmen der Lebensreformbewegung gab es die ersten vegetarischen Vereine. Tabak und Alkohol waren verpönt. Reine Männergemeinschaften bildeten sich.

AUSWIRKUNGEN

„Freideutsch“ war ein unscharfes Kriterium des Treffens auf dem Hohen Meißner. Und so unscharf entwickelte sich auch die Bewegung weiter. Hitlerjugend als straff durchorganisierte paramilitärische Organisation und später die Freie Deutsche Jugend beriefen sich auf den Wandervogel, – aber auch christliche und liberale Pfadfindervereinigungen.

Fotos: picture-alliance/akg-images (2)



Sommerfrischler in Badebekleidung an der Ostsee, 1912

☛ der Tag erscheinen, wo des Krieges Horden sie durchtoben. Und möge auch nie der Tag erscheinen, wo wir gezwungen sind, den Krieg in die Täler eines fremden Volkes zu tragen.“ Zehn Monate später werden Wynekens mahnende Worte Wirklichkeit. Die Jugend, die so nachdrücklich ihre Autonomie einfordert, zieht in einen Krieg, der die Welt aus den Angeln hebt.

WIE SO VIELE ALTERSGENOSSEN prägen die Natur- und Gemeinschaftserfahrungen im Wandervogel auch Ernst Jünger. Von der propagierten Abstinenz hält er allerdings nicht viel. Bei einer Fahrt durchs Weserbergland besichtigt er mit seiner Gruppe auch die Barrebrauerei in Lübbecke – und verlässt sie mit einem gewaltigen Rausch. Statt ihnen Unterkunft zu gewähren, hetzt der Bauer seinen Hofhund auf die betrunkenen Jungs. Die Abenteuersehnsucht Jüngers geht jedoch weit über solche Streiche hinaus. Im Oktober 1913, als die Wanderkameraden auf dem Meißner eintreffen, macht er sich auf den Weg nach Afrika. Ausgestattet mit dem Schulgeld für die nächsten Monate, geht es zunächst mit der Bahn nach Frankreich. In Saint Quentin war er bereits 1909 als Austauschschüler – acht Jahre später wird er den zerstörten Ort als Leutnant wiedersehen.

Siegreich woll'n den Feind wir schlagen, sterben als ein Held. Ja, ja, ja, ja, ja, wenn es losgeht sind wir da

EIN ECHO DER BEFREIUNGSKRIEGE GEGEN NAPOLEON KLANG IMMER WIEDER NACH

Doch jetzt ist das Ziel Verdun. Dort meldet sich der mittlerweile 18-Jährige beim Rekrutierungsbüro der Fremdenlegion. Für fünf Jahre verpflichtet sich Ernst Jünger zum Dienst in der Truppe, die ein beliebter Fluchtort für Ausreißer aller Art ist. Lange hält er es dort aber nicht aus. Von der Garnison im algerischen Side-Bel-Abbès flieht Jünger in Richtung marokkanische Grenze. Doch die Flucht scheitert kläglich und bereits nach einem Tag ist Jünger zurück in der Garnison.
In Deutschland setzt sich sein Vater inzwischen für die Rückkehr des Sohns ein. Es gelingt ihm, dass Ernst noch im Dezember 1913 nach Deutschland zurückgeschickt wird. Daheim verspricht dieser dem Vater, das Abitur

Fotos: picture-alliance/ZB/Sammlung Sauer; Heimatmuseum Oettingen Slg. Fischer



Schwimmen wurde vor dem Krieg zum Freizeitvergnügen für alle Schichten, vor allem für die Jugend

zu machen. Der Vater wiederum stellt seinem ältesten Sohn eine Expedition zum Kilimandscharo in Aussicht. Doch dazu soll es nicht mehr kommen.

IM JULI 1914 verbringen die Jüngers, wie so viele andere bürgerliche Familien, ihre Sommerfrische auf der Nordseeinsel Juist. Nur Ernst bleibt daheim, um sich auf die bevorstehende Abiturprüfung vorzubereiten. Am 1. August, einem Samstag, verkündet Kaiser Wilhelm II. in Berlin die Mobilmachung der Streitkräfte. Vom örtlichen Landbriefträger erfährt Jünger die Nachricht in Rehburg: „Ich faßte wie Hunderttausende in dieser Stunde den Entschluß, mich als Kriegsfreiwilliger zu melden.“
Bereits am nächsten Tag, als die Eltern vorzeitig aus den Ferien heimkehren, fährt Jünger nach Hannover. Vor den Kasernen der Regimenter sind lange Menschenschlangen, sodass es ihm erst am 4. August gelingt, sich beim Füsilier-Regiment „General-Feldmarschall Prinz Albrecht von Preußen Nr. 73“ einzuschreiben. Knapp zwei Wochen später legt er wie so viele andere – allein in Preußen meldeten sich im August 1914 schätzungsweise 260.000 Männer freiwillig zum Kriegsdienst – das Notabitur ab. Die ungeliebte Schulzeit findet ein vorzeitiges Ende. Der Krieg erscheint ihm als Erlösung und Versprechen eines großen Abenteuers. Jüngers größte Sorge ist nun, nicht mehr rechtzeitig zur Front zu gelangen und damit die „Männertaufe“ zu verpassen.

BEREITS ANFANG SEPTEMBER 1914 stehen die deutschen Truppen knapp 40 Kilometer vor Paris. Doch an der Marne gelingt es den Franzosen mit Hilfe der Briten, den Vormarsch der Deutschen zu stoppen. Die Verluste sind gewaltig. Innerhalb weniger Tage werden auf alliierter und deutscher Seite fast 100.000 Soldaten getötet; viele werden verwundet oder geraten in Gefangenschaft. Als für Ernst Jünger die dreimonatige Grundausbildung mit ihrem scharfen Drill im Oktober beginnt, ist bereits absehbar, dass die deutschen Kriegspläne, die von einem raschen Sieg gegen Frankreich ausgingen, gescheitert sind. Der Krieg, in den Jünger aus Patriotismus und Abenteuerlust zieht, soll noch vier Jahre dauern und neun Millionen Soldaten das Leben kosten. In den Kriegstagebüchern, die Ernst Jünger bis 1918 laufend führt, schildert er die Eindrücke des Krieges, in dessen Verlauf er zum Offizier aufsteigt, mehrfach verwundet wird und die höchsten militärischen Auszeichnungen erhält. Die Kriegstagebücher bilden die Grundlage für den 1920 veröffentlichten Bericht „In Stahlgewittern“, eine der populärsten und umstrittensten Darstellungen des Ersten Weltkriegs.

ANZEIGE



WINGS-FERNSTUDIUM
AN DER HOCHSCHULE WISMAR
FERNSTUDIENGÄNGE UND WEITERBILDUNGEN

BACHELOR
- Betriebswirtschaft
- BWL mit Gesundheitswesen
- Sportmanagement
- Wirtschaftsinformatik

BACHELOR ONLINE
- Wirtschaftsrecht
- Betriebswirtschaft
- Management von Gesundheitseinrichtungen
- Management von Non-Profit-Organisationen

DIPLOM
- Betriebswirtschaft
- BWL mit Gesundheitswesen
- Wirtschaftsinformatik

MASTER
- Business Consulting
- Sales and Marketing
- Wirtschaftsinformatik
- Business Systems
- Wirtschaftsingenieurwesen
- Facility Management
- Quality Management
- Bautenschutz
- Architektur und Umwelt
- Integrative StadtLand-Entwicklung
- Lighting Design

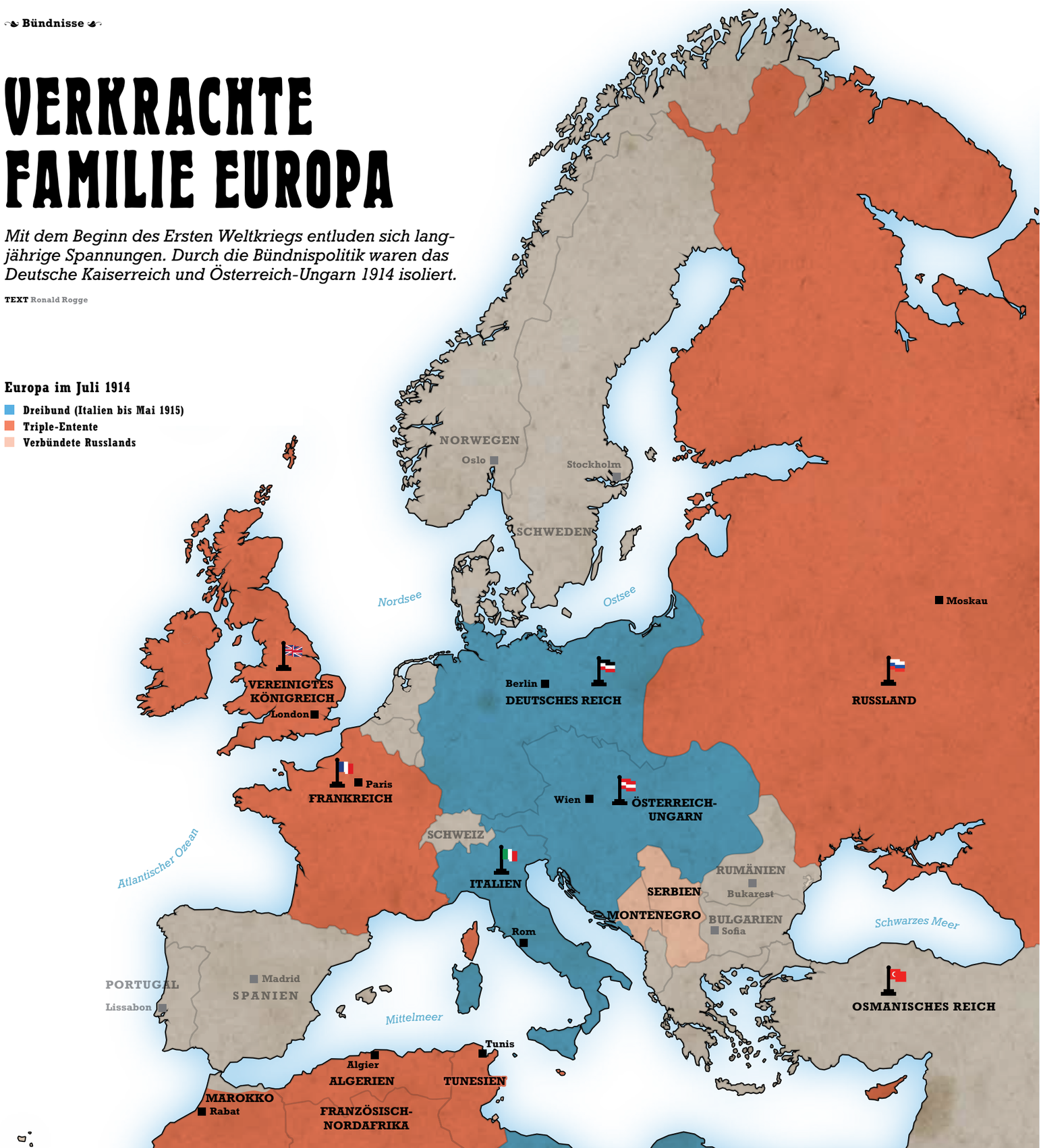
WEITERBILDUNG
- Mediation
- Wirtschaftsmediation
- Systemischer Business Coach
- Human Resource Manager
- Business Mentor
- Consulting
- Gesundheitswesen
- Seefahrt
- Nachhaltiges Bauen (DGNB)

›› nächster Start: 1. September

VERKRACHTE FAMILIE EUROPA

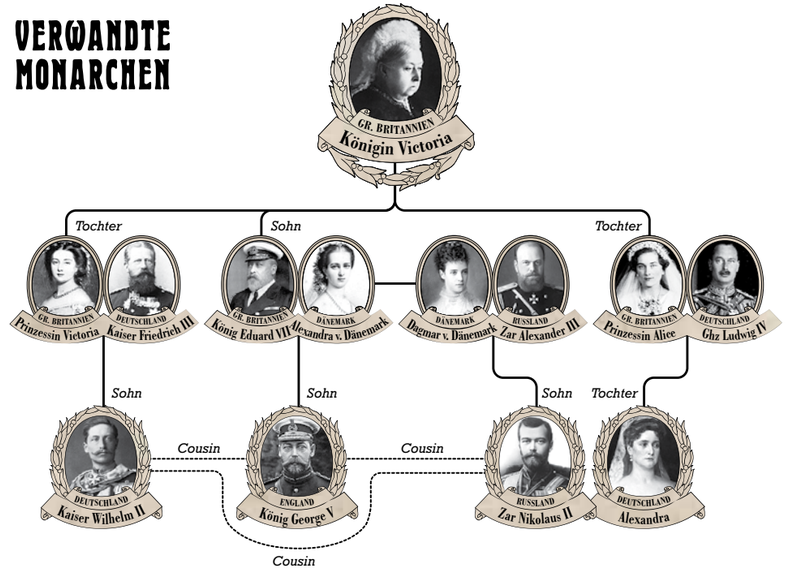
Mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs entluden sich langjährige Spannungen. Durch die Bündnispolitik waren das Deutsche Kaiserreich und Österreich-Ungarn 1914 isoliert.

TEXT Ronald Rogge



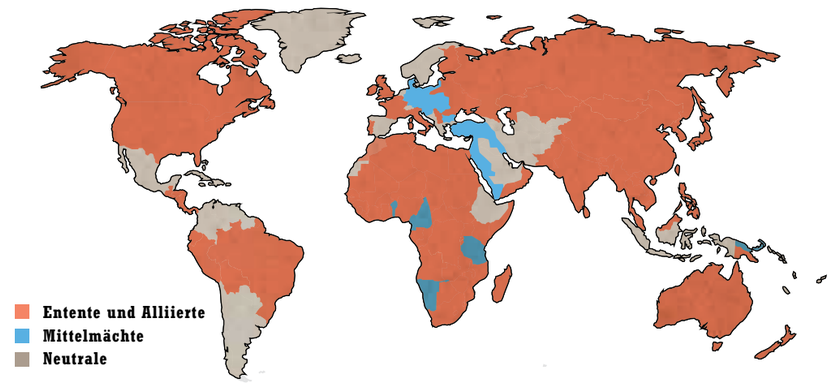
Fotos: picture-alliance/Bianchetti/Leemage; picture-alliance/Heritage Img (4); picture-alliance/akg-images (5); picture-alliance/dpa/dpaweb; picture-alliance/maxppp; Grafik: Y/KircherBurkhardt; Infografik: Y/KircherBurkhardt (2)

VERWANDTE MONARCHEN



Sie redeten sich liebevoll mit „Georgie", „Nicky" und „Willy" an und trafen sich 1913 zum letzten Mal auf einer Hochzeit in Berlin. Kaiser Wilhelm II, Zar Nikolaus II. und König George V. führten trotzdem Krieg gegeneinander. Die drei waren Cousins. Nationalismus und Imperialismus waren stärker als die Verwandschaft. Im „Großen Krieg" fanden sie keinen Kompromiss mehr. Victoria, Königin des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland (1837 bis 1901), war gemeinsame Großmutter von Wilhelm, George und Nikolaus' Ehefrau Alexandra. Sie hatte neun Kinder, durch deren Ehen sie Nachkommen in fast allen europäischen Monarchien hatte: 40 Enkel und 88 Urenkel auf dem gesamten Kontinent. Das dichte Netz aus Verwandten war für sie ein Instrument der Friedenssicherung, das sich jedoch als wirkungslos herausstellte. Spätestens mit dem Beginn des Ersten Weltkrieges war der Familienfrieden endgültig zerstört.

KRIEG DER IMPERIEN



Die Zeit unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg war die Zeit des Imperialismus und Kolonialismus. Die europäischen Mächte, allen voran Großbritannien und Frankreich, hatten ihren Machtbereich auf nahezu die gesamte Welt ausgedehnt. Durch die späte Reichseinigung 1871 trat das Deutsche Kaiserreich erst ab Mitte der 1880er Jahre als Kolonialmacht auf. Mit der Kongokonferenz 1884, noch unter dem Vorsitz des Reichskanzlers Bismarck, wurde Afrika nahezu komplett unter den europäischen Staaten aufgeteilt. Neben dem wirtschaftlichen Interesse waren die Kolonien vor allem Symbol nationaler Größe und Verhandlungsmasse im europäischen Machtpoker. Bereits fünf Tage nach Kriegsbeginn beschloss Großbritannien die deutschen Kolonien anzugreifen. Der europäische Krieg weitete sich aus zum Weltkrieg. Am Ende waren von 1,8 Milliarden Menschen, die 1918 auf der Erde lebten, 1,7 Milliarden Einwohner von kriegsbeteiligten Staaten.



Wie der Vater, so der Sohn: Ein Soldat der kaiserlichen Armee mit seinem Sprössling – komplett in Kinder-Uniform

DER KAISER GEWINNT IMMER

Die Armee galt im Kaiserreich als „Schule der Nation“. Sie sollte die wehrpflichtigen jungen Männer zu vollwertigen Bürgern erziehen.

TEXT Björn Lenz

Haben Sie gedient?“ Ein junger Mann, der im Deutschen Kaiserreich vor 1914 nach Arbeit suchte, musste mit dieser Frage in jedem Vorstellungsgespräch rechnen. Zwischen 1871 und 1914 zog das Militär jedes Jahr zwischen 200.000 und 300.000 junge Männer zum Wehrdienst ein. Dabei wurden in den Jahren vor dem Krieg vorrangig Landbewohner eingezogen, unter Großstädtern und Arbeitern war die Quote deutlich niedriger. Die Militärführung hoffte so, möglichst wenige, vermeintlich gefährliche Sozialdemokraten in die Truppe zu holen.

DIE MEHRZAHL DER WEHRPFLICHTIGEN trat ihren Dienst in Einheiten im weiteren Umfeld ihres Wohnsitzes an. Jedes Armeekorps und die untergeordneten Einheiten hatten ihren eigenen Ersatzbezirk, aus dem sie ihr Personal rekrutierten. Anfang Oktober jeden Jahres wurden die Wehrpflichtigen eingezogen. In der Regel mussten die jungen Männer zwei Jahre Dienst leisten – bei der Kavallerie, der reitenden Artillerie und der Marine waren es sogar drei Jahre. Wer wenigstens die mittlere Reife an einer Mittelschule oder einem Gymnasium abgelegt hatte, konnte sich als „Einjährig-Freiwilliger“ melden. Dadurch verkürzte sich die Dienstzeit auf ein Jahr, allerdings musste der Soldat für Unterbringung und Ausrüstung selbst aufkommen. Die „Einjährigen“ konnten ihre Truppengattung und den Diensteintritt frei wählen. Da dieser „Service“ mindestens 2.000 Mark (heute etwa 10.000 Euro) kostete, kamen als „Einjährig-Freiwillige“ nur Söhne aus wohlhabenden Familien in Frage. Aus ihrem Kreis rekrutierte sich die Masse der Reserveoffiziere – ein Status, der im Kaiserreich hohes Ansehen genoss.

Generell blieben die Klassenschranken der wilhelminischen Gesellschaft auch innerhalb der Armee bestehen. Soldaten aus einfachen Verhältnissen konnten durch eine Verlängerung ihrer Verpflichtungszeit zwar zum Unteroffizier und im Ausnahmefall zum Feldwebel aufsteigen. Ein Eintritt in die Offizierslaufbahn blieb ihnen aber verwehrt. Das Ideal vom adeligen Offizier hatte die Heeresführung durch die Vergrößerung der Armee seit den Einigungskriegen zwar aufgeben müssen – so waren 1913 mehr als zwei Drittel aller Offiziere bürgerlicher Herkunft. Aber durch niedrigen Sold und hohe Kosten für die standesgemäße Lebensführung konnten sich nur Söhne aus wohlhabenden Familien den Dienst als Offizier leisten. Nach dem Dienstantritt wurden die neuen Rekruten in den ersten Tagen ihres Dienstes auf den jeweiligen Landesherrn und den Kaiser vereidigt. Jeder der 25 Bundesstaaten des Kaiserreichs hatte seine eigene Eidesformel. Danach folgte die meist sechswöchige militärische Grundausbildung. Entgegen den Klischees vom „Kadavergehorsam“ ☛



Einquartierung bei Zivilisten war bei Manövern üblich

Fotos: picture-alliance/Sammlung Rich; Heimatmuseum Oettingen Slg. Fischer

Die körperliche Züchtigung von Soldaten war Vorgesetzten verboten – und kam dennoch häufig vor



Kaiser Wilhelm II. (rechts) im Gespräch mit dem österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand beim Kaisermanöver 1900

☛ wurde dabei Wert auf die sogenannte Auftragstaktik gelegt, die ab 1888 im „Exerzierreglement für die Infanterie" festgeschrieben war. Der militärische Führer gab den Soldaten mindestens das Ziel, meist noch den Zeitansatz und die benötigten Kräfte vor. Auf Basis dieser Rahmenbedingungen sollte der Geführte das Ziel selbstständig verfolgen und erreichen. Dennoch waren Drill und häufige Wiederholungen von Ausbildungsteilen Alltag. In Briefen an ihre Familien beschwerten sich Wehrpflichtige etwa über „tage- und wochenlanges Üben des richtigen Gehens". Gemeint war der „Stechschritt" genannte preußische Paradeschritt.
Obwohl im Gegensatz zu anderen europäischen Armeen die körperliche Bestrafung von Soldaten in den Armeen des Deutschen Kaiserreiches verboten war, misshandelten Vorgesetzte immer wieder Untergebene. Regelmäßig beschäftigte sich etwa der Reichstag in Berlin mit solchen Vorkommnissen. Dennoch kamen die Täter häufig mit milden Strafen davon.

IN DER KASERNE teilten sich die wehrpflichtigen Mannschaftssoldaten eine Stube mit bis zu 20 Kameraden. Viele waren solch beengte Verhältnisse allerdings gewohnt. Gerade in Großstädten wie Berlin lebte in der Arbeiterschicht häufig eine ganze Familie in einer Einraumwohnung. Dennoch sorgte das Privileg der Einjährig-Freiwilligen, nach Abschluss der Grundausbildung außerhalb der Kaserne schlafen zu dürfen, für Missgunst innerhalb der Mannschaften. Alle zehn Tage im Voraus erhielten die Wehrpflichtigen ihren knappen Sold. Zusammen mit Zuschlägen wie Beköstigungsgeld waren das rund 15 Mark im Monat, umgerechnet etwa 75 Euro. Ein ausgelernter Arbeiter konnte damals im gleichen Zeitraum gut die vierfache Summe verdienen.
Die Ausrüstung der Soldaten wurde zwischen 1872 und 1914 immer moderner. Waren die Soldaten anfänglich noch in ihren meist preußisch-blauen Uniformen ins Feld gezogen, änderte sich das mit der Einführung der feldgrauen Uniform ab 1907. Ursprünglich sollte sie nur im Kriegsfall getragen werden, wurde aber bereits wenige Jahre nach ihrer Einführung auch bei Manövern mehr und mehr zum Standard.
Auch bei der Bewaffnung gab es Fortschritte. Die Standardwaffe der Infanterie war das Gewehr 98 im Kaliber 7,92 x 57 Millimeter, zusätzlich ein Seitengewehr (Bajonett). Ab 1913 erhielt jedes Infanterieregiment eine MG-Kompanie mit insgesamt sechs Maschinengewehren vom Typ MG 08. Der korrekte Umgang mit diesen Waffen wurde ebenso wie das Schießen häufig geübt. Großen Wert legte die Militärführung außerdem auf den Kampf mit dem Bajonett, der gegen Puppen oder Sandsäcke trainiert wurde. Trotz der Erfahrungen aus dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 und dem Russisch-Japanischen Krieg wurde die Taktik nicht der modernen Waffentechnik angepasst. So warnten Vorschriften noch 1913 vor dem Anlegen von Deckungen mit der Begründung, sie könnten den offensiven Geist der Soldaten lähmen. Stattdessen sollten die Infanteristen nötigenfalls „im Sturmanlauf mit der blanken Waffe die Überwindung des Gegners besiegeln."



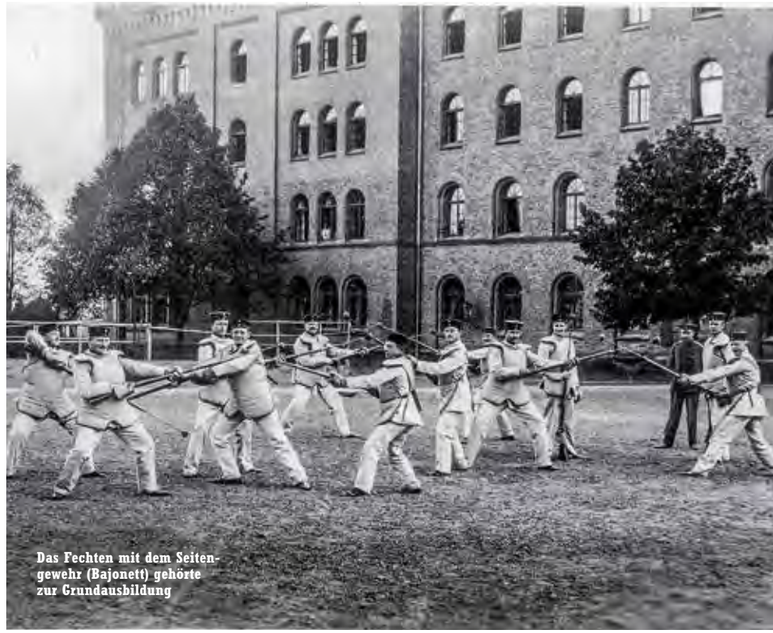
Beim Formaldienst wurde auf die korrekte Ausführung des Stechschritts großer Wert gelegt



Deutsche Infanteristen während eines Manövers in der Vorkriegszeit

KÖHEPUNKT IHRER MILITÄRZEIT war für viele Soldaten sicherlich die Teilnahme an den jährlich stattfindenden Kaisermanövern. Bei diesen großangelegten Übungen fochten mehrere zehntausend Mann starke Armeekorps unter den Augen des Kaisers gegeneinander. Häufig übernahm der Monarch selbst die Führung einzelner Angriffe. Teilweise führte das den Manöverzweck ad absurdum. So siegte beim Kaisermanöver 1904 zunächst das von Wilhelm II. geführte Gardekorps. Nachdem der Kaiser am folgenden Tag zum IX. Armeekorps gewechselt hatte, schlug es das Gardekorps solange zurück, bis mit einem erneuten Wechsel des Kaisers zurück zum Gardekorps auch dessen „Kriegsglück" zurückkehrte. Der 1906 eingesetzte Generalstabschef Helmuth von Moltke, genannt der Jüngere, forderte schließlich erfolgreich eine größere Zurückhaltung des Monarchen. Dennoch bemängelten Kritiker bis zum Ausbruch des Krieges regelmäßig das Darstellen beschönigend verzerrter Kriegsbilder durch die Kaisermanöver. ☙

Fotos: picture-alliance/dpa/Friedrich Rohrmann; DHM (2); picture-alliance/Everett Collection



Das Fechten mit dem Seitengewehr (Bajonett) gehörte zur Grundausbildung

DIE ARMEE IM KAISERREICH

HEER

Das Heer umfasste 1914 rund 800.000 Mann. Insgesamt gab es 25 über das Reichsgebiet verteilte Armeekorps, darunter drei bayerische, zwei sächsische und ein württembergisches, die in der Regel jeweils zwei Divisionen befehligten. Die Armeekorps bestanden aus rund 45.000 Soldaten, etwa 17.000 Pferden und knapp 3.000 Fahrzeugen. Es gab 651 Infanteriebataillone, dazu knapp 110 Kavallerieregimenter, die im Laufe des Krieges aber an Bedeutung verloren. Stark vertreten war auch die Artillerie mit etwa 120 Regimentern. Eine Besonderheit des deutschen Heeres war das sogenannte Kontingentsystem: So behielten die Herrscher von Bayern, Württemberg und Sachsen im Frieden den Befehl über ihre Heere. Das führte allerdings zu erheblichen Unterschieden in der Ausrüstung.

MARINE

Unter dem als flottenbegeistert geltenden deutschen Kaiser Wilhelm II. gewann die Marine stark an Bedeutung. Mit der Verabschiedung des 2. Flottengesetzes im Jahr 1900, das eine deutliche Vergrößerung der deutschen Flotte vorsah, begann das Wettrüsten mit Großbritannien. Deutschland strebte ein Verhältnis der Flotten von Kaiserreich und Großbritannien von 2 zu 3 an. Mit dem Beschluss des britischen Rüstungsprogramms von 1909 war allerdings klar, dass das Reich dieses Verhältnis nicht erreichen konnte. 1914 verfügte die Hochseeflotte über insgesamt 14 „Großlinienschiff" genannte Schlachtschiffe, 22 ältere „Linienschiffe", vier Schlachtkreuzer, sieben Panzerkreuzer sowie zahlreiche Torpedoboote und kleinere Einheiten. Damit war sie der britischen Flotte weiterhin deutlich unterlegen.

LUFTSTREITKRÄFTE

Die Luftstreitkräfte, die sich aus Luftschiffertruppe und Fliegertruppe zusammensetzten, gehörten in der Armee des Kaiserreichs zum Heer. Auch die Marine verfügte über Seeflieger und Marineluftschiffe. Bereits im Jahr 1884 hatte die preußische Armee eine erste Ballonabteilung aufgestellt. Aus der ging 1901 das erste Luftschifferbataillon mit Standort Flugplatz Döberitz hervor. Am 1. Mai 1910 erhielt das Heer sein erstes Flugzeug. 1914 verfügte die Fliegertruppe über rund 270 Doppeldecker und 180 Eindecker, die allerdings nur teilweise feldeinsatzfähig waren. Für das kaiserliche Heer der Vorkriegszeit bestand die Hauptaufgabe der Flieger vor allem in der Luftaufklärung, die Flugzeuge waren deshalb auch im Gegensatz zu den französischen Luftfahrzeugen nicht mit Maschinengewehren bewaffnet.

Globalisierung

DIE WELT IM REGAL

Discounter wie Aldi und Lidl gab es um 1910 noch nicht. Exotische und alltägliche Produkte besorgte sich die Großstadtkundschaft in Kolonialwarenläden.

TEXT Stefan Rentzsch



PERSIL

1907 kommt unter dem Namen Persil das erste selbsttätige Waschmittel auf den Markt. Eine Alltagsrevolution. Die Kombination von NatriumPERborat und NatriumSILikat sorgte für die chemische Zersetzung des Schmutzes. Das körperlich anstrengende und zeitraubende Schrubben der Wäsche gehörte damit der Vergangenheit an.

KAKAO

Kakaobohnen wurden vor allem aus dem heutigen Togo, Kamerun und Samoa in das Deutsche Reich importiert und weiterverarbeitet. Das bereits um 1900 weltweit tätige Kölner Unternehmen Stollwerck machte sich auch durch seine Kolonialschokolade einen Namen.

OBST

Aus Übersee kamen exotische Früchte. Da die Transportwege lang waren, gab es diese häufig nur getrocknet oder in der Dose. Frisches Obst von einem anderen Kontinent war daher ein kostspieliges Vergnügen. Eine frische Ananas gab es für umgerechnet 12 Euro.

KAFFEE

Ein Pfund Kaffee kostete damals umgerechnet etwa 20 Euro. Kaffee war wegen der hohen Lohnkosten ein Luxusartikel. Dieser wurde oft in verzierten Schaudosen ausgestellt, beim Kauf dann abgewogen und verpackt.

TABAK

Geraucht, gekaut oder geschnupft – Tabak war durch hohe Besteuerung seit jeher eine willkommene Einnahmequelle für Staatshaushalte. Die erste Tabakplantage in einer deutschen Kolonie wurde 1885 in Kamerun angepflanzt. Die Berliner Fabrik Muratti benannte ihre Zigaretten sogar nach Kaiser Wilhelm II.

PALMIN

Fett war knapp. Lösung boten die Kokosnüsse aus Übersee. Mit einem im Kaiserreich entwickelten Verfahren verarbeitete man das Fett der Kokosnuss zu hochwertigem und hitzebeständigem Brat- und Kochfett.

Fotos: Britta Pohl; Henkel AG & Co. KGaA; Schokoladenmuseum Köln GmbH; Friedrichshain-Kreuzberg Museum; DHM/Arne Psille; Joaquim Alves Gaspar; Robert Weizelmayr; Illustration: Y/KircherBurkhardt

VOLK IM GLEICHSCHRITT

Das wilhelminische Kaiserreich war durchdrungen von Drill und Patriotismus.

TEXT Axel Vogel

Der Kriegsbegeisterung 1914 verfielen selbst Zeitgenossen, denen Pathos und militärisches Gedankengut sonst fremd waren. Und doch versprach sich auch der Kriegsfreiwillige Franz Marc, der als expressionistischer Maler Weltruhm erlangen sollte, vom Fronterlebnis eine „Reinigung". Dass sogar Künstler den Krieg bejubelten, kam nicht von ungefähr. Im wilhelminischen Kaiserreich hatte das Militärische, gepaart mit einem tief verinnerlichten Patriotismus, alle gesellschaftlichen Schichten durchdrungen. Seine Wurzeln reichten bis in das Preußen des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. Aber erst die Siege in den Einigungskriegen von 1864 bis 1871 ebneten der Militarisierung des gesellschaftlichen Lebens den Weg.

DAS SELBSTBEWUSSTSEIN der Militärs wurde von einem spät geeinten Volk inhaliert, das auf der kollektiven Suche nach einem „Platz an der Sonne" war. Uniformträger avancierten zur kultur- und wertestiftenden Klasse, ihre Regeln wurden zu einer „Schule der Nation". „Methode und Ordnung, Mäßigkeit und Ausdauer, Vereinigung und Unternehmungsgeist", wie sie die „militärische Manneszucht" hervorbringe, „das sind die Tugenden, die in Werkstätte, im Studierzimmer, in Contoir oder im Feldlager den Erfolg im Leben fördern", schwärmte der Militärhistoriker Max Jähns. Dieser Zeitgeist ebnete der Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts den Weg. Rund zwei Millionen deutsche Soldaten fielen für Kaiser und Vaterland, einer von ihnen war Franz Marc.



Eine Ausgabe des „Simplicissimus" aus dem Jahr 1906 mit Kaiser Wilhelm II. auf dem Titel. Die satirische Zeitschrift nahm bis 1914 oft den preußischen Militarismus auf's Korn. Danach war auch sie patriotisch

MENSCHEN UND TYPEN

Untertan
Den Typ Mensch in der wilhelminischen Epoche beschrieb Heinrich Mann in seinem Anfang 1914 veröffentlichten Roman „Der Untertan". Der Autor erzählt die Geschichte seines Romanhelden Diederich Heßling, eines nach oben buckelnden und nach unten tretenden Landessohnes.

BESETZER
Eine wahre Geschichte liegt der 1931 uraufgeführten Tragikomödie von Carl Zuckmayer „Der Hauptmann von Köpenick" zugrunde. Der Autor erzählt die spektakuläre Besetzung des Rathauses von Köpenick am 16. Oktober 1906 durch einen Trupp gutgläubiger Soldaten. Anführer der „Köpenickiade" war der vorbestrafte Schuhmacher Friedrich Wilhelm Voigt, der in eine Hauptmannsuniform schlüpfte, um die Stadtkasse zu rauben.

DIE ZABERN-AFFÄRE

Skandal
Auslöser für die Affäre waren die Äußerungen des Leutnants Günter Freiherr von Forstner. Am 28. Oktober 1913 hatte er seine Rekruten in Zabern im annektierten Elsaß aufgefordert, Streitigkeiten mit Zivilisten aus dem Weg zu gehen. Allerdings sollten seine Soldaten bei einem Angriff rigoros das Seitengewehr einsetzen. Forstners Äußerungen lösten eine Welle der Empörung aus, trotzdem wurde er nicht versetzt. Der Offizier befeuerte das Ganze noch. Bei einer Militärübung war er von Passanten verspottet worden. Mit seinem Säbel hatte er daraufhin einen bereits Festgenommenen schwer am Kopf verletzt.



Fotos: Lost and Taken; picture-alliance/akg-images; Illustration: László Nagy

15. August 1914

Danke Schicksal, dass ich das erleben darf!
Wir sind seit drei Tagen in einer Kaserne im Norden Magdeburgs, die für Freiwillige geöffnet wurde. Uns durchdringt ein Geist. Ja, unser ganzes Wesen gehört dem Vaterland, in dem nun eine große Zeit beginnt. Vorbei das Duckmäusertum, den Philistern ziehen wir die Zipfelmütze vom Kopf! Wir sind acht Freunde aus meiner Schule, alle haben noch das Abitur geschafft. Zu meiner großen Freude sind Heinrich und Georg dabei. Das Studium muss warten. Erst einmal wollen wir unsere erste Pflicht erfüllen.



Die Uniformjacken schlottern noch ein wenig, aber wir sehen schon ganz schneidig aus.
Gestern wurden wir in einem Gasthaus sogar vom Wirt ausgehalten. Nur ab und zu sehe ich einen Griesgram mit gebeugtem Kopf die Allee hinuntergehen, der von der allgemeinen Freude nicht überwältigt wird. Wir sind jetzt neue Menschen, aber ein paar wenige werden es nie verstehen.

Foto: Lost and Taken; Illustration: Y/KircherBurkhardt (2); Text: Reiner Schweinfurth

Die Zeit in der Freideutschen Jugend war nur eine Vorbereitung. Überall treffen wir Wandervögel, Kameraden aus den vielen Bünden, die sich seit jüngster Zeit gebildet haben und deren Herz für das große Ziel schlägt: Die Verteidigung des Vaterlandes gegen seine Feinde. Jetzt gilt es, zu bestehen.

Überall Jubel und Lachen, Ermunterung, Siegesgewissheit. Wir werden die Franzosen mit der Tapferkeit deutscher Soldaten niederringen, wie damals 1870/71, als wir Paris belagerten und das Deutsche Reich neu gegründet haben. Unsere Waffengattung ist die Infanterie. Niemand von uns hat je ein Maschinengewehr gesehen, noch gelernt, eines abzufeuern. Das ist gleichgültig. Morgen geht es in die Ausbildung. Das werden wir schon reißen!

Noch nichts von Lotte gehört.

Sie freute sich mit mir. Nach dem Krieg, der nur kurz sein wird, werden wir heiraten. Unsere Familien haben zugestimmt. Ein Wunder, wo doch für Vater der Antichrist immer noch in Rom sitzt. Noch weiß niemand genau, wo wir kämpfen werden. Hoffentlich in Frankreich. Ich bete dafür.



Attentat

TÖDLICHE ZUFÄLLE IN SARAJEWO

Das Attentat vom 28. Juni 1914 gilt als Auslöser des Ersten Weltkrieges. An diesem Tag erschoss der serbische Nationalist Gavrilo Princip den habsburgischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Frau Sophie. Dabei hätte es nicht zum Attentat kommen müssen.

TEXT Björn Jüttner

1



Sonntag 28. Juni, 10:07 Uhr

Ankunft in Sarajewo

Mit dem Hofsonderzug kommt das habsburgische Thronfolgerpaar Erzherzog Franz Ferdinand und Sophie Chotek von Chotkowa aus dem Kurort Ilidža am Sonntagmorgen in Sarajewo an. Von einer Tabakfabrik im Westen der Stadt geht es sofort mit einer Kolonne aus sechs Autos über den Appelkai am Fluss Miljacka entlang zum Rathaus. Auf der Fahrt jubeln ihnen mehrere tausend Menschen zu.

Unglückliches Datum: Am 28. Juni 1914 feiern die Serben den Veitstag. Sie gedenken der 1389 stattgefundenen „Schlacht auf dem Amselfeld“ zwischen einem serbisch-bosnischen und einem osmanischen Heer. Den Besuch des österreichisch-ungarischen Thronfolgers in Sarajewo, Hauptstadt des 1908 annektierten Bosnien und Herzegowina, betrachten nationalistische Serben, die den Landesteil als rechtmäßigen Teil Serbiens ansehen, als Provokation.

Sicherheitsvorkehrungen: Trotz aller Warnungen, dass ein Attentat sehr wahrscheinlich sei, fährt das Thronfolgerpaar in einem offenen Wagen an der Menschenmenge vorüber. Soldaten oder Polizisten zum Schutz entlang der Route gibt es nicht. Insgesamt sollen nur rund 40 Sicherheitskräfte in der gesamten Stadt gewesen sein. Selbst die eigene Leibwache fehlt. Ihr Chef war irrtümlich mit drei bosnischen Offizieren in ein Auto gestiegen und hatte den Rest seiner Männer am Bahnhof zurückgelassen. Zudem stand die gewählte Route mitsamt Uhrzeiten in allen Tageszeitung.

3



zirka 10:30 Uhr

Zwischenstopp im Rathaus

Vor dem Rathaus wird das Thronfolgerpaar vom Bürgermeister Fehim Effendi Čurčić empfangen. „Herr Bürgermeister, da kommt man nach Sarajewo, um der Stadt einen Besuch zu machen, und man schleudert Bomben. Das ist empörend!“, verliert Franz Ferdinand während der Rede des Bürgermeisters erstmals die Beherrschung.

Vorschlag des Feldzeugmeisters: Der Landeschef von Bosnien und der Herzegowina Oskar Potiorek schlägt auf Nachfrage von Franz Ferdinand vor, den Rest des Programms abzusagen und entweder zurück nach Ilidža zu fahren oder zum Konak, der Residenz des Gouverneurs, um von dort am linken Ufer (nicht am Appelkai) zum Bahnhof Bistrik zu gelangen. Der Erzherzog lehnt ab, da er den schwer verletzten Oberst von Merizzi im Garnisonskrankenhaus besuchen will. Dazu muss er jedoch wieder durch die Stadt zurück.

Veränderte Route: Anstatt durch die Franz-Joseph-Straße zu fahren, auf der Gavrilo Princip bereits wartet, will man mit der Kolonne entlang des Appelkais zurückfahren. Allerdings informiert niemand die Fahrer über die Routenänderung.

Sophie kommt mit: Ursprünglich soll die Gattin des Thronfolgers zum Gouverneurspalast gefahren werden. Sie besteht allerdings darauf, ihren Mann ins Krankenhaus zu begleiten, um den verletzten Offizier zu besuchen. Sophie: „Nein, Franz, ich fahre mit dir“.

Rathaus

3

Franz-Joseph-Str.

Grabež

von Potiorek vorgeschlagene Alternativroute

4 Princip

Kaiser-Brücke

Lateiner-Brücke



Fehlende Information: Da die Fahrer nicht über die Routenänderung informiert werden, biegt nicht nur der erste, sondern auch der zweite und dritte Fahrer in die Franz-Joseph-Straße ein. Als der Fehler bemerkt wird, kommt der Wagen des Thronfolgeehepaars genau vor dem Attentäter Princip zum stehen.

Kein Rückwärtsgang: Der Fahrer erhält den Befehl zurückzusetzen. Die damaligen Autos hatten jedoch keinen Rückwärtsgang. Die Fahrer mussten den Motor „auskuppeln“, so dass die Wagen langsam zurückrollen konnten.

Polizeiliche Untersuchungen: Diese werden von Leo Pfeffer, einem österreichischen Untersuchungsrichter, geführt. Ihm gelingt es zwar, fast alle Attentäter zu fassen und vor Gericht zu stellen, die Verbindungen zum serbischen Revolutionsnetzwerk und den Hintermännern der „Schwarzen Hand“ konnten nie eindeutig nachgewiesen werden, obwohl die Attentäter mit Waffen aus serbischer Fabrikation ausgestattet waren.

4



11:00 Uhr

Der Erzherzog ist tot!

Der erste Fahrer ist wie alle anderen nicht über die geänderte Route informiert und biegt um 10.40 Uhr wie ursprünglich geplant rechts in die Franz-Joseph-Straße ab. Potiorek ruft dem Fahrer noch zu: „Sie fahren ja falsch. Wir sollen über den Appelkai!“ Der Wagen hält, rollt zurück und kommt zum Stillstand – direkt vor Princip, der aus einem Geschäft kommt. Er schießt zweimal aus kurzer Entfernung. Eine Kugel durchschlägt die Autotür und trifft die Herzogin Sophie im Unterleib, die zweite den Erzherzog im Hals. Das Fahrzeug rast daraufhin am Fluss entlang zum Konak. Nach nur zwei Minuten Fahrt trifft der Wagen am Gouverneurspalast ein, wo die Beiden erstversorgt werden sollen. Das Paar wird aber bereits leblos über die Stiege in den Palast getragen. Um 11 Uhr läuten in ganz Sarajewo die Kirchenglocken, es ist der offizielle Todeszeitpunkt des Thronfolgerpaars. Sofort beginnt die Ermittlung gegen den unmittelbar nach der Tat gefassten Mörder Gavrilo Princip.

Popović

Čabrinović

Čubrilović

Mehmedbašić

2

Das Thronfolger-Ehepaar setzt die Fahrt fort.

Cumurija-Brücke

Philippovich-Platz

Appelkai

1

M i l j a c k a

Erster Attentäter. An der Ćumurija-Brücke passiert der Konvoi den Attentäter Muhamed Mehmedbašić, den aber eine Berührung von hinten (er denkt, es sei ein Polizist) davon abhält, die bereits „gezückte“ Bombe zu werfen.

Folgen der Explosion: Gegen den Rat des Polizeichefs und Gouverneurs lässt Franz Ferdinand die Fahrt zum Rathaus fortsetzen. Zitat Franz Ferdinand: „Meine Herren, wir wollen unser Programm fortsetzen.“ Der Konvoi kommt an vier weiteren Attentätern vorbei, doch keiner von ihnen handelt, da sie die Nerven verlieren oder zu viele Menschen um sie stehen. Gavrilo Princip hat seinen ursprünglichen Posten nach der ersten Explosion sogar schon verlassen. Er glaubt, das Attentat sei gelungen. Als er sieht, dass dem nicht so ist, die Kolonne bei der Vorbeifahrt für einen sicheren Schuss aber zu schnell ist, geht er in die Franz-Joseph-Straße, entlang der geplanten Rückfahrtroute. Er wusste ja, dass sie hier vorbei kommen würden.

2

10:25 Uhr

Erstes Bomben-Attentat misslingt!



Am Gebäude der Lehrerinnenbildungsanstalt wirft der an der Flussseite des Kais postierte zweite (von insgesamt sieben) Attentäter Nedeljko Čabrinović eine Bombe. Der Fahrer tritt aufs Gaspedal, als er die Bombe sieht. Sie explodiert unter dem folgenden Fahrzeug. Mehrere Offiziere werden verletzt, am schwersten Oberst Erik von Merizzi. Čabrinović schluckt Zyanid und will in den Fluss springen. Doch er landet nur am Ufer, auch das Gift tötet ihn nicht. Der Attentäter wird schnell gefasst. Franz Ferdinand lässt sein Auto anhalten und erkundigt sich nach der Lage.

Fotos: picture-alliance/akg-images, Shutterstock, picture-alliance/AP, picture-alliance/ASSOCIATED PR, picture-alliance/Costa/Leemage; Grafik: Y/KircherBurkhardt

Julikrise

COUNTDOWN ZUM KRIEG

Der österreichische Kronprinz und seine Frau sind tot. Wie Dominosteine stößt ein Ereignis das nächste an – bis hin zur deutschen Kriegserklärung an Russland am 1. August.

TEXT Frank Bauer



28. Juni

SARAJEWO:
Tödliche Schüsse auf österreichisch-ungarischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und dessen Ehefrau. Attentäter namens Gavrilo Princip bereits festgenommen, Kirchenglockengeläut erfüllt die Stadt.

KIEL:
An Bord der kaiserlichen Yacht „Meteor" wird Kaiser Wilhelm II. vom Attentat informiert und tritt sofortige Rückkehr in die deutsche Hauptstadt an.



29. Juni

SARAJEWO:
In der Stadt kommt es zu antiserbischen Ausschreitungen. Die polizeilichen Ermittlungen konzentrieren sich auf das Umfeld der Attentäter und deren Verbindungen mit Belgrad.



30. Juni

WIEN:
Kaiser Franz Joseph von Österreich und dessen Außenminister finden einen Konsens: „Politik der Langmut" unter dem Eindruck des Attentats ist keine Option mehr. Meldung des Generalstabschefs Conrad von Hötzendorf: „Der Generalstab wird 16 Tage brauchen, um Operation gegen Serbien durchzuführen."



2. Juli

BERLIN, WIEN:
Handschreiben Kaiser Franz Josephs an Wilhelm II. „Es handelt sich in Sarajewo nicht um die Bluttat eines Einzelnen, sondern um ein wohlorganisiertes Komplott, dessen Fäden bis nach Belgrad reichen…"



5. Juli

BERLIN:
Zusicherung des deutschen Kaisers für Österreich-Ungarn: Alle für erforderlich gehaltenen Maßnahmen werden mitgetragen.



6. Juli

BERLIN:
Wilhelm II. zum Marinestaatssekretär Admiral von Capelle: „Es wird keine größeren kriegerischen Verwicklungen geben!" Ebenso verneint der Kaiser die Frage des Generalstabschefs, ob dieser „Vorbereitungen für einen Konflikt mit den Großmächten" treffen solle.

Fotos: Getty Images/Hulton Archive; Getty Images/Hulton Royal Collection; picture-alliance/akg-images; picture-alliance/dpa; Grafik: Y/Kirchenbuckhardt

19. Juli

BALHOLM IN NORWEGEN:
Wilhelm II. befindet sich dort auf seiner Jacht „Hohenzollern", als er darüber informiert wird, dass Österreich-Ungarn den Serben ein Ultimatum stellen will. Er untersagt daraufhin der deutschen Flotte den Landgang im Anschluss an ein Manöver in Skandinavien, wird aber von der Reichsleitung überstimmt. Der geplante Norwegenbesuch der Flotte findet statt. Normalität wird signalisiert.



14. Juli

BERLIN, WIEN:
Erneute Versicherung der absoluten Bündnistreue durch Kaiser Wilhelm II. an Kaiser Franz Joseph „Du wirst mich und mein Reich in altbewährter Freundschaft und unseren Bundespflichten treu an Deiner Seite finden!"





WIEN, BELGRAD:
In einem Ultimatum fordert Wien Serbien auf, die Aufklärung des Attentats federführend österreichisch-ungarischen Behörden zu übergeben.

ST. PETERSBURG:
Dreitägiger Staatsbesuch des französischen Präsidenten beim Zaren endet mit Militärparade. Erklärung, dass „beide Regierungen die völlige Übereinstimmung im Hinblick auf die Balkanhalbinsel" feststellen.

23. Juli

25. Juli

WIEN, BELGRAD:
Die serbische Regierung gibt bekannt, dass sie nicht alle Forderungen Österreich-Ungarns aus dem Ultimatum erfüllen wird. Reaktion der Wiener Hofburg: „Ungenügend!" Kaiser Wilhelm II. sieht das anders: „Damit ist jeder Kriegsgrund entfallen!"

BERLIN:
Aufruf der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD): „Wir wollen keinen Krieg!" Tausende Frauen und Männer kommen zur Antikriegsdemonstration.

WIEN, ST. PETERSBURG:
Anordnung der Teilmobilmachung.

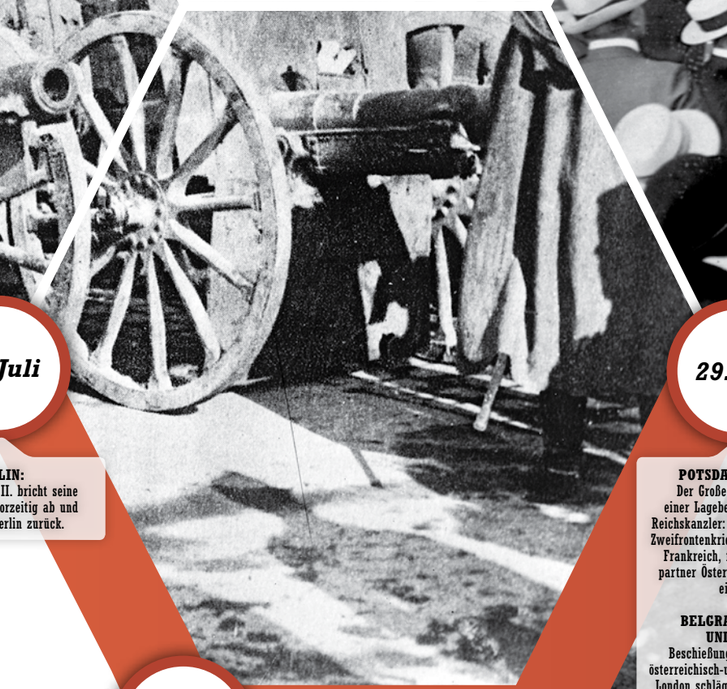
BERLIN:
Abteilung für Feindaufklärung im Generalstab setzt so genannte „Spannungsreisende" in Marsch. Als Touristen oder Geschäftsleute getarnt, beschaffen diese Agenten zentrale Informationen für das militärische Lagebild.



27. Juli

BERLIN:
Kaiser Wilhelm II. bricht seine Nordlandreise vorzeitig ab und kehrt nach Berlin zurück.





28. Juli

DÜNKIRCHEN:
Gerade aus Russland zurückgekehrt, ordnet der französische Präsident an Bord seines Schiffes, der „France", per Funk die sofortige Bereitstellung seines Sonderzugs nach Paris an.

BELGRAD:
Serbische Tageszeitungen berichten über einen bevorstehenden Krieg mit Österreich-Ungarn.

BELGRAD, WIEN:
Österreich-Ungarn und Serbien befinden sich seit den Morgenstunden im Kriegszustand. Kaiser Franz Joseph verfasst in der kaiserlichen Villa in Bad Ischl den Aufruf „An meine Völker!": „Ich vertraue auf den Allmächtigen, daß Er Meinen Waffen den Sieg verleihen werde."





29. Juli

POTSDAM, BERLIN:
Der Große Generalstab in einer Lagebeurteilung für den Reichskanzler: Warnung vor einem Zweifrontenkrieg mit Russland und Frankreich, falls der Bündnispartner Österreich-Ungarn nicht einlenkt.

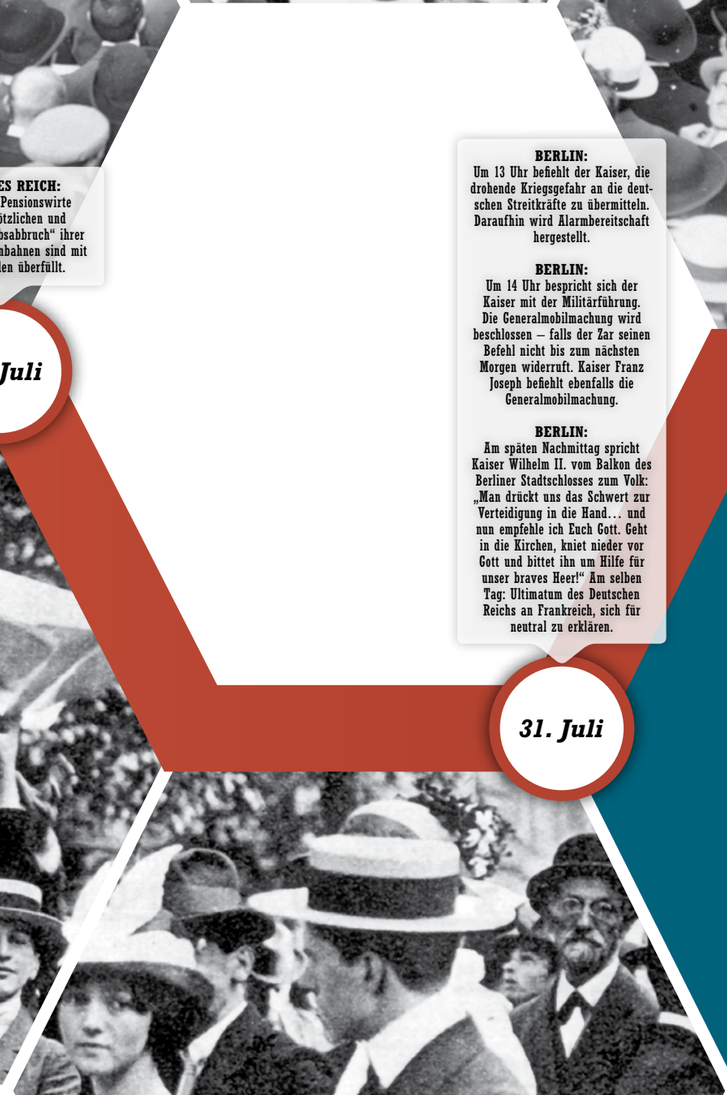
BELGRAD, LONDON UND WIEN:
Beschießung Belgrads durch österreichisch-ungarische Artillerie, London schlägt Botschafterkonferenz zur Vermittlung vor.

BERLIN, ST. PETERSBURG:
Kaiser Wilhelm II. schickt abends ein Telegramm an Zar Nikolaus II. und warnt seinen Cousin, dass „militärische Maßnahmen von Seiten Russlands, die Österreich als Drohung ansehen würde, ein Unheil beschleunigen, das wir beide zu vermeiden wünschen!". Der Zar zögert kurz, stoppt aber nicht die Militärmaschinerie.

30. Juli

DEUTSCHES REICH:
Hoteliers und Pensionswirte beklagen „plötzlichen und übereilten Urlaubsabbruch" ihrer Feriengäste; Eisenbahnen sind mit Ferienreisenden überfüllt.





31. Juli

BERLIN:
Um 13 Uhr befiehlt der Kaiser, die drohende Kriegsgefahr an die deutschen Streitkräfte zu übermitteln. Daraufhin wird Alarmbereitschaft hergestellt.

BERLIN:
Um 14 Uhr bespricht sich der Kaiser mit der Militärführung. Die Generalmobilmachung wird beschlossen – falls der Zar seinen Befehl nicht bis zum nächsten Morgen widerruft. Kaiser Franz Joseph befiehlt ebenfalls die Generalmobilmachung.

BERLIN:
Am späten Nachmittag spricht Kaiser Wilhelm II. vom Balkon des Berliner Stadtschlosses zum Volk: „Man drückt uns das Schwert zur Verteidigung in die Hand… und nun empfehle ich Euch Gott. Geht in die Kirchen, kniet nieder vor Gott und bittet ihn um Hilfe für unser braves Heer!" Am selben Tag: Ultimatum des Deutschen Reichs an Frankreich, sich für neutral zu erklären.



Fotos: picture-alliance/dpa/Library of Congress; picture alliance/Mary Evans Picture Library; picture-alliance/dpa; picture-alliance/akg-images; Grafik: Y/KircherBurkhardt







PARIS:
Um 15.55 Uhr wird die allgemeine Mobilmachung verkündet. Das französische Volk jubelt.

BERLIN:
16.55 Uhr, das Ultimatum an Russland ist verstrichen. Das Deutsche Reich erklärt dem Zarenreich den Krieg.
31.900 Eisenbahntransporte müssen gemäß Mobilmachungsplan ab sofort bewältigt werden.
Am Abend des selben Tages hält der Kaiser eine weitere Balkonrede: „In dem jetzt bevorstehenden Kampfe kenne ich in meinem Volk keine Parteien mehr. Es gibt nur noch Deutsche!“

BERLIN:
Die Hoffnung, dass sich Großbritannien im Falle eines deutschen Angriffs auf Frankreich neutral verhält, wird durch eine Depesche des Königs von England zerstört.

OSTPREUSSEN:
Russische Kavallerie hat in der Nacht vereinzelt die deutsche Grenze überschritten.

01. August



02. August

IM WESTEN UND OSTEN:
Besetzung des Großherzogtums Luxemburg durch deutsche Truppen und Beginn des deutschen Aufmarschs und der Bereitstellung: Die 1. Armee im Grenzgebiet entlang der niederländischen Grenze, die 2. Armee im Raum Aachen – Euskirchen – Malmedy, die 3. Armee in der Eifel, die 4. Armee in Luxemburg und im Raum um Trier, die 5. Armee in der Gegend Diedenhofen – Saarbrücken, die 6. Armee zwischen Saargemünd und Saarburg, die 7. Armee im Elsaß und am Oberrhein. Zeitgleicher Aufmarsch der 8. Armee in Ostpreußen.

BERLIN, ST. PETERSBURG:
Eintreffen der Neutralitätserklärungen von Dänemark, Schweden, Norwegen, den Niederlanden, Belgien und der Schweiz.

BERLIN, BRÜSSEL:
Deutsches Ultimatum an Belgien, Durchmarschrecht gegen Entschädigung zu gewähren.



03. August

BERLIN, PARIS UND BRÜSSEL:
Das Deutsche Reich erklärt Frankreich den Krieg. Deutscher Einmarsch in das neutrale Belgien.



BERLIN:
Die Fraktion der Sozialdemokraten im Reichstag genehmigt die Kriegskredite.

BERLIN, LONDON, BRÜSSEL:
Deutscher Vorstoß auf Lüttich, um in einer Art „Sensenschnitt“ weit nach Norden ausholend durch Luxemburg und Belgien nach Frankreich vorzudringen.

BERLINER SCHLOSS:
Am Nachmittag hält der Kaiser eine Thronrede: „In aufgezwungener Notwehr mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert!“ Der Krieg hat begonnen.

04. August

DER ERSTE SCHUSS DES GROSSEN KRIEGES

BELGRAD

Am frühen Morgen des 29. Juli fallen die ersten Schüsse des Weltkriegs. Die österreichischen Monitore „Szamos“, „Bodrog“ und „Temes“ – gepanzerte Flussschiffe mit geringem Tiefgang und flachem Kiel – beschießen ab zwei Uhr von der Donau aus die Festung Belgrad. Die Stadt fällt aber erst am 9. Oktober 1915 in die Hände der Mittelmächte.



RUSSISCHE GRENZE

Die ersten Gefechte, an denen Soldaten der kaiserlichen Armee beteiligt sind, werden aus Ostpreußen gemeldet. Demnach greifen russische Patrouillen in der Nacht vom 1. auf den 2. August eine Eisenbahnbrücke an.

PROPAGANDA

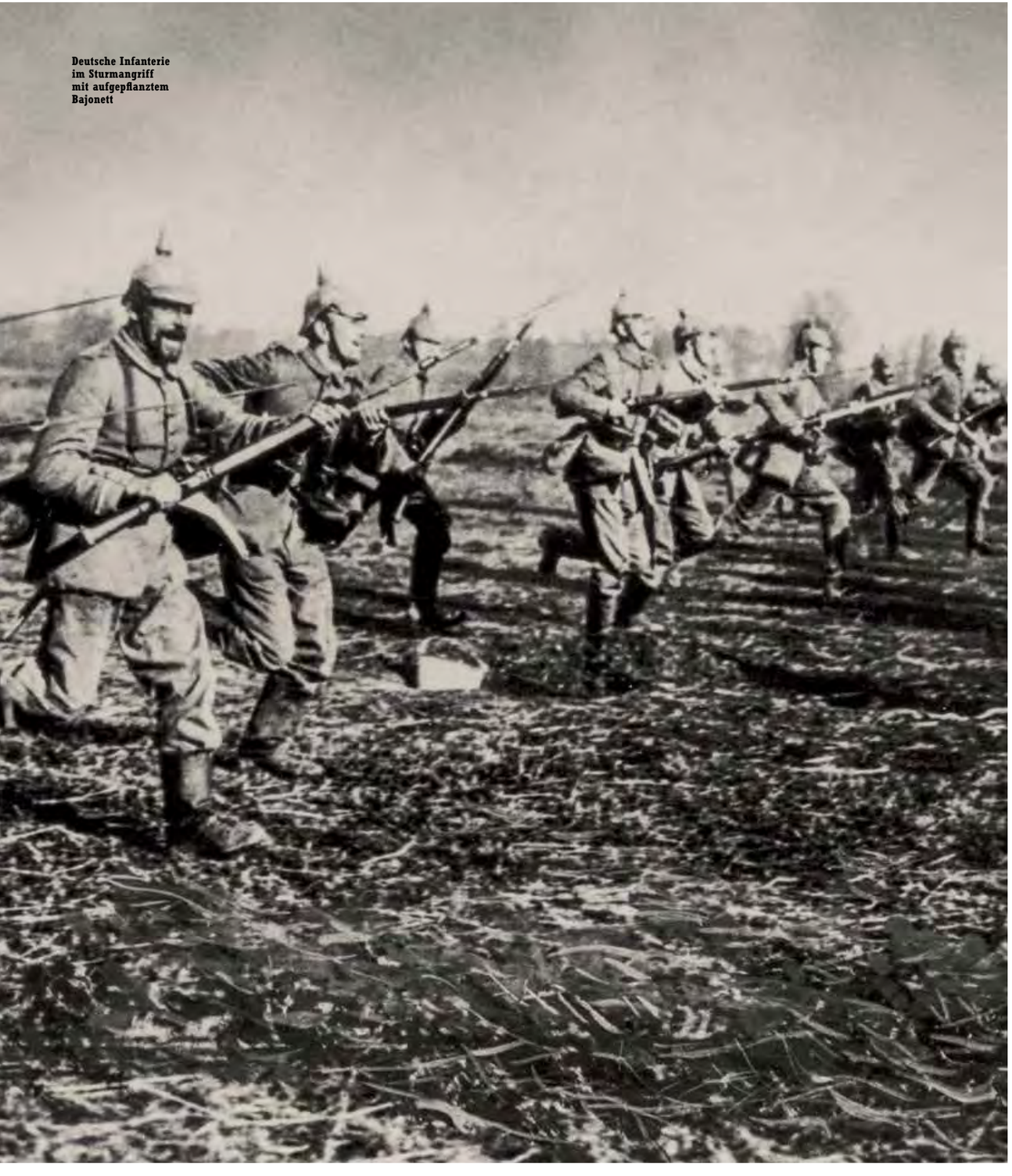
Das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn geben sich große Mühe, den Eindruck zu vermeiden, dass sie den Krieg begonnen haben. Wien wirft Serbien vor, am 26. Juli einen Feuerüberfall unternommen zu haben, und in Deutschland wird am 2. August ein französischer Luftangriff auf Nürnberg gemeldet. Beides erweist sich schnell als Falschmeldung, blieb jedoch als willkommenes Argument für einen angeblichen Angriff ohne Kriegserklärung auf Österreich-Ungarn und Deutschland unberichtigt.



RESSOURCEN

Im Westen besetzt das Deutsche Reich noch am 2. August das Großherzogtum Luxemburg, am 4. August beginnt die Schlacht um die strategisch wichtige belgische Stadt Lüttich.

Fotos: picture-alliance/akg-images (2); DHM, Horace Davis; Grafik: Y/KircherBurkhardt



Deutsche Infanterie im Sturmangriff mit aufgepflanztem Bajonett

Foto: picture-alliance/Sueddeutsche

DAS KARTENHAUS BRICHT EIN

Zunächst lief alles nach Plan für die deutschen Armeen: Der Marsch auf Paris schien den Krieg rasch zu beenden. Doch die Alliierten nutzten eine Lücke zwischen der 1. und 2. Armee und zwangen die Deutschen an der Marne zum Rückzug. Nach dem Wettlauf zur Nordsee gruben sich die Soldaten ein.

TEXT Gerhard Groß

Diese Meldung hatte es in sich: Fünf feindliche Kolonnen marschieren in nördlicher Richtung auf Chateau Thierry – genau in die Lücke zwischen der 1. und 2. deutschen Armee! Das meldete Leutnant Rudolf Berthold am 9. September 1914 um 10 Uhr als Ergebnis seines Aufklärungsfluges dem Armeeoberkommando 2. Alarmiert befahl der Oberbefehlshaber der 2. Armee, Generaloberst Karl von Bülow, um 11.45 Uhr den Rückzug seiner Armee, wenige Stunden später leitete die Oberste Heeresleitung (OHL) den Rückzug des rechten Flügels des Heeres ein. Das Kaiserreich hatte die angestrebte Entscheidungsschlacht vor den Toren von Paris verloren – der deutsche Kriegsplan war gescheitert. Nur wenige Wochen zuvor hatte im Hauptquartier noch Euphorie geherrscht. So hatte der Chef

Für Generalstabschef von Schlieffen kam nur die Offensive in Frage

des Militärkabinetts, Generaloberst von Lyncker, am 24. August 1914 an seine Ehefrau geschrieben: „Gott sei gelobt, es geht alles gut. Von den Vogesen bis zur Sambre ist alles in siegreichem Vorrücken, an manchen Stellen langsam und mit schweren Opfern. Wenn nicht alles trügt, kann in einigen Tagen der Hauptfeldzug gegen Frankreich entschieden sein."

Diese Zuversicht gründete sich auf dem deutschen Kriegsplan, dem sogenannten Schlieffen-Plan. Seit der Reichsgründung 1871 hatte sich der deutsche Generalstab wegen der Mittellage des Kaiserreiches zwischen Russland und Frankreich auf einen Zweifrontenkrieg vorbereitet.

FÜR GENERALOBERST Alfred von Schlieffen, Chef des Generalstabes von 1891 bis 1906, kam zur Verhinderung eines seiner Überzeugung nach nicht gewinnbaren, langwierigen Abnutzungskrieges nur die Offensive in Frage. Sein Ausweg aus der strategischen Notlage war einfach und überzeugend zugleich. Er plante, den erwarteten Zweifrontenkrieg unter Ausnutzung der inneren Linie in zwei nacheinander folgende Einfrontenkriege mit jeweiliger örtlicher Überlegenheit aufzuteilen. Aufgrund der schnellen französischen gegenüber der zu erwartenden langsamen russischen Mobilmachung sowie der Tiefe des russischen Raumes wollte er zuerst Frankreich angreifen – mit fast 90 Prozent des deutschen Heeres. Nach dem Sieg im Westen sollte die Masse der deutschen Truppen per Bahn in den Osten

verlegt werden, um dann mit Hilfe der verbündeten österreichisch-ungarischen Armee die Russen zu schlagen. In seiner Denkschrift „Krieg gegen Frankreich“ von 1905, die als Schlieffen-Plan in die Geschichte einging, führte der Generalstabschef aus, wie Frankreich in kürzester Zeit zu besiegen sei. Da er ein frontales Durchstoßen der französischen Festungswerke angesichts des Zeitfaktors und der Stärke der Festungen für undurchführbar hielt, sollte das deutsche Heer den französischen Festungsgürtel durch einen Vormarsch durch Belgien, die Niederlande und Luxemburg umgehen, um dann die französische Armee mit dem starken rechten deutschen Angriffsflügel zu umfassen und innerhalb weniger Wochen zu vernichten.

GENERALOBERST HELMUTH VON MOLTKE, der Nachfolger Schlieffens, veränderte im Laufe der Jahre die deutschen Operationsplanungen gegen Frankreich in entscheidenden Punkten, da sich die strategische Lage seit 1905 zu Ungunsten des

Die französischen Soldaten kamen ausgeruht mit der Eisenbahn an die Front

Kaiserreichs verschoben hatte. Ging Schlieffen in seinen Planungen noch von einem schnellen Einfrontenkrieg im Westen aus, musste Moltke nicht nur mit einem schnellen Kriegseintritt Großbritanniens, sondern auch mit einer schnelleren Mobilmachung der russischen Armee rechnen. Daher schloss er einen längeren Krieg nicht mehr aus und verzichtete, da er die Niederlande im Kriegsfall als „die Luftröhre“ Deutschlands ansah, auf den Durchmarsch durch die Niederlande. Zugleich verstärkte Moltke wegen eines erwarteten französischen Großangriffs in Elsass-Lothringen den linken deutschen Flügel. Die deutsche Offensive stand von Anfang an unter einem gnadenlosen Zeitdruck. Waren die Franzosen nicht entscheidend geschlagen, bevor die russische Armee zum Angriff überging, drohte eine Katastrophe. Wie ein Damoklesschwert schwebte deshalb der Faktor Zeit über allen Planungen und drohte sie jederzeit zunichte zu machen. Der deutsche Operationsplan barg daher ein sehr hohes Risiko. Er war beileibe keine Siegesgarantie – sondern eine Notlösung.

MIT BEGINN DER MOBILMACHUNG am 2. August 1914 marschierten innerhalb von 16 Tagen 1,6 Millionen deutsche Soldaten in sieben Armeen auf, zwei auf dem linken und fünf auf dem rechten Flügel. Drehpunkt der geplanten Operation war die Festung Metz-Diedenhofen in Lothringen. Der Schwerpunkt des Aufmarsches lag gemäß dem deutschen Operationsplan auf dem rechten Flügel, der bereits am 3. August in Belgien einmarschierte. Die deutschen Truppen waren ihren Gegnern personell aber nicht überlegen. Den insgesamt 80 deutschen Divisionen standen 104 belgische, britische und französische gegenüber.

Noch bevor der Aufmarsch des deutschen Heeres gänzlich abgeschlossen war, hatte die französische Armee insgesamt 1,7 Millionen Soldaten aufgeboten und startete am 14. August mit zwei Armeen eine Offensive nach Elsass-Lothringen. Gemäß „Plan XVII“ plante der französische Befehlshaber General Joseph Joffre, die deutsche Verteidigung in Elsass-Lothringen zu durchbrechen und zum Rhein vorzustoßen. Die 6. und 7. deutsche Armee, mit Masse bayerische Verbände unter Kronprinz Rupprecht von Bayern, zogen sich planmäßig vor den Franzosen zurück, um diese vor ihrer Front zu binden. Währenddessen ging die deutsche Offensive durch Belgien weiter. Dank der „Dicken Bertha“, einem 42-Zentimeter-Mörser, gelang es bis zum 16. August, den Verkehrsknotenpunkt Lüttich und die ihn schützenden Festungswerke zu erobern. Die belgische Armee zog sich nach Antwerpen zurück. Damit war die Voraussetzung für den weiteren Vormarsch Richtung

Foto: picture-alliance/Everett Collection; Infografik: Y/KircherBurkhardt (2)



Ein Teil der französischen Einheiten wurde mit Pariser Taxis und Bussen zur Front an der Marne transportiert

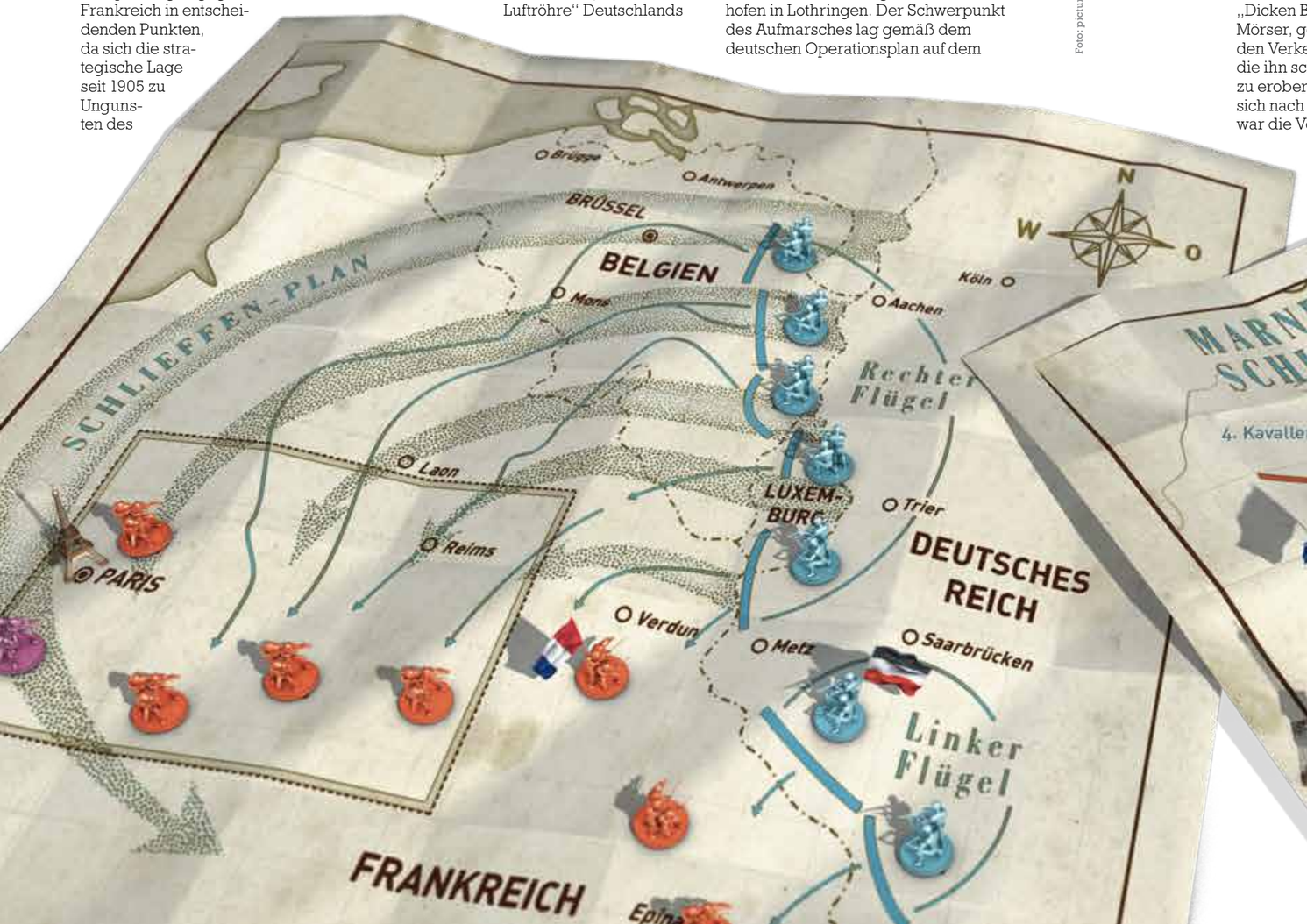






Foto: picture-alliance/Everett Collection; Infografik: Y/KircherBurkhardt

Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg, Kaiser Wilhelm II. und General Erich Ludendorff (v.l.)

Frankreich geschaffen. Am 21. August 1914 kam es zu ersten Gefechten des rechten deutschen Flügels mit französischen und britischen Truppen auf belgischem Boden. Zwei Tage später erreichten die ersten deutschen Verbände die belgisch-französische Grenze. Im Verlauf des schnellen deutschen Vormarsches gingen deutsche Truppen brutal gegen die belgische Zivilbevölkerung vor. Mit der Begründung, die Truppe werde aus dem Hinterhalt angegriffen, rechtfertigten deutsche Kommandeure völkerrechtswidrige Massenerschießungen belgischer Zivilisten.

AM 20. AUGUST erreichten die Spitzen der 1. deutschen Armee unter Generaloberst Alexander von Kluck Brüssel. Drei Tage lang ließ dieser seine Regimenter durch die belgische Hauptstadt marschieren. Während die Einwohner Brüssels schweigend die Demonstration der Stärke ertrugen, spitzte sich die Lage an den anderen Frontabschnitten zu. In Ostpreußen sah sich die dort eingesetzte 8. Armee früher als erwartet mit einem russischen Angriff aus zwei Richtungen konfrontiert und geriet in eine schwierige Lage, die die Heeresleitung dazu veranlasste, die Führung der Armee auszuwechseln und zwei Armeekorps des rechten deutschen Flügels frühzeitig nach Osten in Marsch zu setzen. Bevor diese in Ostpreußen ankamen, hatte die 8. Armee in der Schlacht bei Tannenberg die aus Süden angreifende russische Armee geschlagen und sich in Ostpreußen etwas Luft verschafft (siehe Kasten rechts). Für Moltke, den Chef der Obersten Heeresleitung, der nicht nur die West- und Ostfront, sondern auch die Lage der verbündeten österreichisch-ungarischen Armee im Blick behalten musste, verlief Mitte August noch alles nach Plan. Zumal die bayerischen Truppen die nach Lothringen vorgedrungenen französischen Armeen angegriffen und zum Rückzug gezwungen hatten und nun selbst zum Gegenangriff in Richtung Nancy antraten. Dies sollte sich in den nächsten Tagen ändern. So schlugen die Armeen des rechten deutschen Flügels zwar die vor ihnen stehenden französischen Armeen und das Britische Expeditionskorps in mehreren Grenzschlachten. Es gelang ihnen aber nicht, die gegnerischen Verbände zu umfassen und zu vernichten. Die deutschen Siege waren lediglich die von Schlieffen gefürchteten „ordinären Siege“. Auch die nach Antwerpen ausgewichene belgische Armee konnte nicht vernichtet werden. Joffre, der den Schwerpunkt des deutschen Angriffs zuerst nicht erkannt hatte, reagierte nun schnell und folgerichtig. Er befahl den geordneten Rückzug und begann, trotz des laufenden deutschen Angriffs in Lothringen, Truppen von dort abzuziehen und auf seinen bedrohten linken Flügel zu werfen. Während es den aus Lothringen heraus angreifenden deutschen Korps nicht gelang, die französische Festungslinie zu durchbrechen, verfolgten die Divisionen des deutschen Angriffsflügels die sich auf Paris zurückziehenden alliierten Truppen.

WÄHRENDDESSEN VERLOR MOLTKE, nicht zuletzt auch aufgrund schlechter Fernmeldeverbindungen, immer mehr den Überblick über die Lage und reagierte immer zögerlicher. Als die im Verlauf der Verfolgung nach

Die Siege waren nur die von Schlieffen gefürchteten „ordinären Siege“

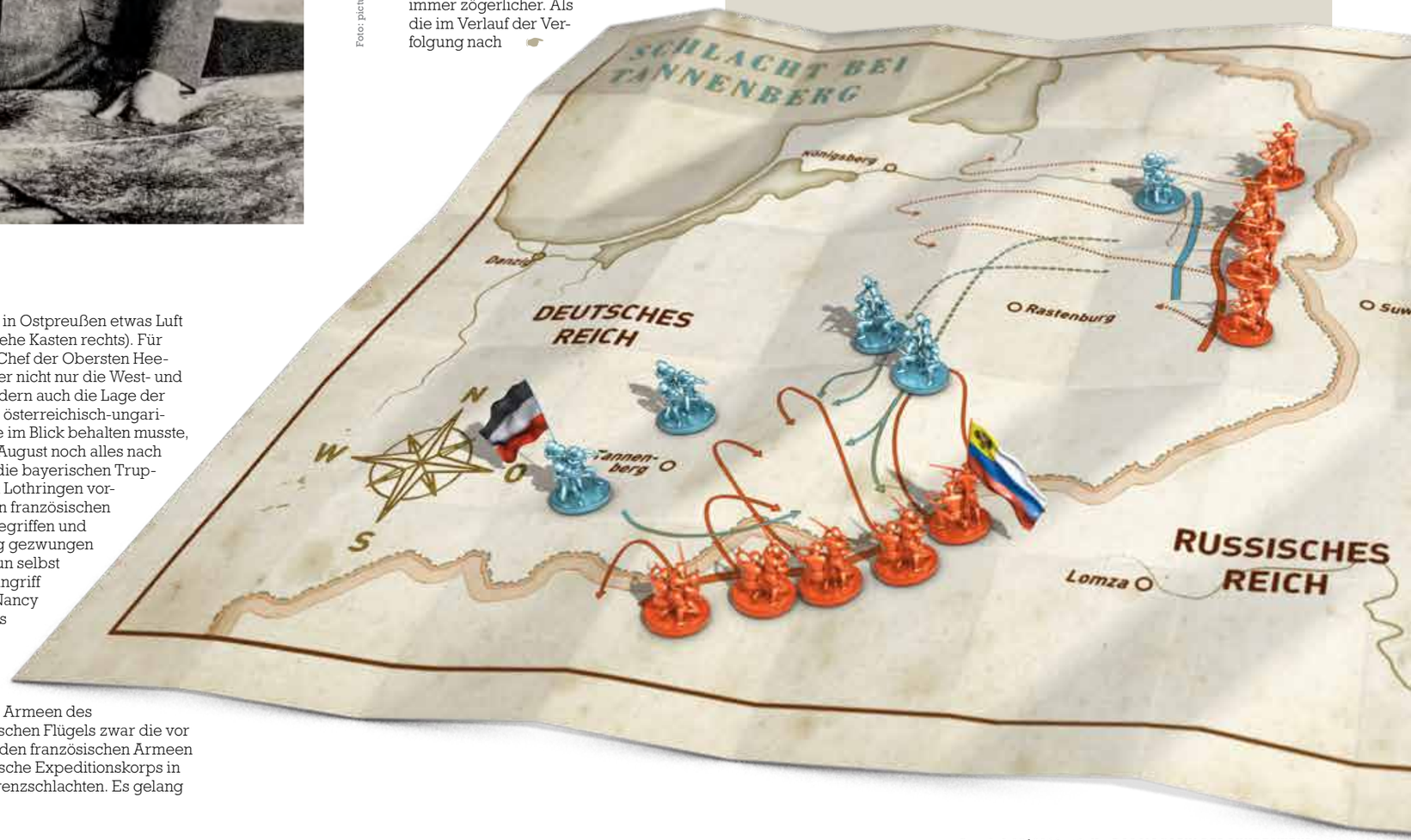
DIE LAGE IM OSTEN

OFFENSIVE
Früher als erwartet trat die russische Armee Mitte August 1914 zum Angriff auf Ostpreußen an. Ihr stand nur die 8. Armee unter Führung von Generaloberst von Prittwitz und Gaffron gegenüber. Die russische Njemen-Armee rückte unter General von Rennenkampff nördlich der Masurischen Seen vor. Durch die Seenkette getrennt, marschierte die Narew-Armee unter General Samsonow aus Süden kommend auf die ostpreußische Grenze zu.

VERTEIDIGUNG
Angesichts dieser Lage griff die 8. Armee am 20. August zuerst die Njemen-Armee bei Gumbinnen an. Während der Angriff zunächst einen günstigen Verlauf zu nehmen schien, erreichte Prittwitz die Meldung vom Angriff der Narew-Armee im Süden. Die Gefahr, eingekesselt zu werden, veranlasste Prittwitz, die Schlacht abzubrechen. Zum Missfallen der Obersten Heeresleitung befahl er den Rückzug hinter die Weichsel.

RISIKO
Am 22. August wurde Prittwitz durch General Paul von Hindenburg und General Erich Ludendorff ersetzt. Dank der eigenen Luft- und Funkaufklärung über jeden Schritt ihrer Gegner unterrichtet, hatten Ludendorff und Hindenburg die Front mit hohem Risiko vor der langsam auf Königsberg vorgehenden Njemen-Armee bis auf wenige eigene Truppen entblößt, um die Kräfte gegen die Narew-Armee zu konzentrieren.

SCHLACHTEN
Vom 26. bis 30. August griffen die deutschen Truppen an den Flanken an, kesselten die Narew-Armee ein und schlugen diese. Der Sieg wurde zu Propagandazwecken in „Schlacht bei Tannenberg“ umbenannt, wo der Deutsche Orden 1410 eine Niederlage gegen eine polnisch-litauische Streitmacht erlitten hatte. Im September konnte auch die Njemen-Armee besiegt werden. Die russische Offensive war gestoppt.





Britische Kavallerie an der Marne: Im Ersten Weltkrieg kamen Millionen Pferde zum Einsatz



Gewaltmärsche: Deutsche Infanterie im August 1914 beim Vormarsch durch Belgien

Fotos: picture-alliance/Mary Evans/Ro; picture alliance/ZB

Gewaltmärsche hatten die Deutschen erschöpft

Süden einschwenkende 1. Armee nicht wie geplant westlich, sondern östlich von Paris nach Süden vorstößt und nur ein Korps als Flankenschutz gegen Paris zurücklässt, bleibt ihm nichts anderes übrig, als diese eigenmächtige Änderung nachträglich zu genehmigen. Joffre hatte derweil mit freigewordenen Truppen in Paris die 6. französische Armee unter General Maunoury aufgestellt. Während die Spitzen der 1. deutschen Armee am 4. September die Marne überschreiten, entschließt sich Joffre zum Gegenangriff. Er stoppt den Rückzug und befiehlt nach Rücksprache mit dem Oberbefehlshaber des Britischen Expeditionskorps, Field Marshal Sir John French, für den 6. September den Gegenangriff an der Marne und vor Paris. Der Angriff der 6. französischen Armee in seine rechte Flanke zwingt Kluck, die Offensive nach Süden abzubrechen. Die 1. deutsche Armee marschiert in Gewaltmärschen zurück nach Norden, um den Angriff auf die rechte Flanke abzuwehren. Gleichzeitig gerät der rechte Flügel der 2. Armee immer stärker unter Druck und muss zurückgenommen werden. Im Verlauf dieser Umgruppierung entsteht zwischen der 1. und 2. Armee eine klaffende Lücke von 40 Kilometern, nur von wenigen Kavallerieverbänden notdürftig gedeckt. In diese Lücke stoßen französische und britische Verbände nun vorsichtig vor.

DIE OBERSTE HEERESLEITUNG hat keinen Überblick über die Lage. Moltke beauftragt daher am 8. September den Chef seiner Nachrichtenabteilung, Oberstleutnant Richard Hentsch, die Lage vor Ort zu erkunden und, falls notwendig, die Operation der rechten Flügelarmeen zu koordinieren. Bei der 3. Armee, die in der Nacht zuvor die französischen Truppen mit einem Bajonettangriff, also im Nahkampf, zurückgeworfen hat, ist die Lage gut – obwohl der Stab fast vollständig an Typhus oder Ruhr erkrankt ist. Die 2. Armee unter Karl von Bülow dagegen steht in schweren Abwehrkämpfen und muss ihren rechten Flügel immer weiter nach Norden zurücknehmen, so dass die Lücke zur 1. Armee weiter aufreißt. Die Gefahr: Die 1. Armee wird durch einen alliierten Angriff in dieser Lücke eingekesselt und vernichtet.
Auf die Meldung vom Vordringen feindlicher Kolonnen in die deutsche Lücke befiehlt Bülow nach einer gemeinsamen Lagebeurteilung mit Hentsch am 9. September die Lösung der 2. Armee vom Feind. Oberstleutnant Hentsch sucht unterdessen das Oberkommando der 1. Armee auf, die bisher alle gegnerischen Angriffe abwehren konnte. Kluck, der mit seiner Armee zum Angriff gegen die 6. französische Armee bei Paris übergehen wollte, bleibt angesichts der düsteren Lageschilderungen durch Hentsch und des Rückzugs der 2. Armee keine andere Wahl, als seinen Truppen ebenfalls den Rückzugsbefehl zu geben. Moltke befiehlt daraufhin den allgemeinen Rückzug des deutschen rechten Flügels hinter die Aisne, um dort die Truppen neu zu organisieren und erneut zum Angriff anzutreten. Die Wiederaufnahme der Offensive gelingt jedoch nicht. Deutschland hatte mit der Schlacht an der Marne zwar nicht den Krieg verloren – aber auf dem Höhepunkt der Offensive eine schwere Niederlage erlitten. Ausgelaugt von Gewaltmärschen von bis zu 40 Kilometern am Tag unter Gefechtsbedingungen und bei brütender Hitze weit entfernt von ihren Versorgungspunkten, hatten die deutschen Truppen an der Marne die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit erreicht. Ihre Gegner dagegen waren per Eisenbahntransport an die Front gelangt und den Deutschen zahlenmäßig überlegen.

ALS FOLGE DER NIEDERLAGE wird Moltke am 14. September durch den Kriegsminister General Erich von Falkenhayn ersetzt. In den folgenden Wochen versuchen die Kriegsparteien erfolglos, sich wechselseitig in einem Wettlauf zum Meer zu überflügeln. Er endet im Oktober 1914 mit dem Erreichen der Kanalküste bei Ostende. Deutsche Durchbruchsversuche in Flandern scheitern unter großen Verlusten. Die Westfront erstarrt in einem Stellungssystem, dass Hunderte von Kilometern, von der Schweizer Grenze bis zur Nordsee reicht. Die nun folgenden Materialschlachten kosten hunderttausenden Soldaten das Leben.

ANZEIGE

PFH PRIVATE UNIVERSITY of Applied Sciences

"Die PFH ist für mich der ideale Partner für mein Fernstudium. Die Inhalte sind aktuell und praxisnah, und die intensive Betreuung trägt zu meinem Lernerfolg bei."

Ann-Kathrin Hage
Studierende Betriebswirtschaft/Imre
Master of Arts



Es gibt noch mehr gute Gründe, um an der PFH Private Hochschule Göttingen zu studieren:

Akkreditierte und staatlich anerkannte Fernstudiengänge BWL +++ Abschlüsse Bachelor of Arts, Master of Arts, MBA +++ Studieren ohne Abitur durch flexible Zulassung mit Anerkennung von Vorleistungen +++ Bundesweit elf Fernstudienzentren +++

www.pfh.de/fernstudium

DIE VERGESSENEN SÖHNE DES VATERLANDS

1910 lebten rund 615.000 Juden im Deutschen Reich, jeder sechste leistete seinen Dienst im Ersten Weltkrieg.

TEXT Michael Berger

Mit den Worten „Liebt nächst Gott das Vaterland!“ riefen im Jahr 1914 Rabbiner im ganzen Deutschen Reich die jüdische Bevölkerung dazu auf, ihren Beitrag zur Verteidigung Deutschlands zu leisten. Der Insterburger Bezirksrabbiner Max Beermann richtete in seinem Bezirk ein Rundschreiben an die jüdischen Mannschaften, das so begann: „Kameraden, Brüder! Nie war das Schwert für eine gerechtere Sache gezogen.“ Aufrufe dieser Art waren bezeichnend für die Begeisterung, die nicht nur die jüdischen Soldaten, sondern auch ihre Rabbiner erfasst hatte. Es war eine patriotische Konsequenz, dass mit den zahllosen jüdischen Freiwilligen auch jüdische Seelsorger als Feldrabbiner zu den Fahnen eilten. In den Kriegsjahren bis 1918 verrichteten zirka 30 Feldrabbiner ihren Dienst an allen Fronten des Ersten Weltkrieges.

DIE FELDRABBINER standen bei den jüdischen Soldaten an der Front wie auch in den jüdischen Gemeinden in hohem Ansehen, denn sie waren oftmals die einzige Stütze im Kampf gegen den sich weiter ausbreitenden Antisemitismus. Die von ihnen betreuten jüdischen Soldaten brachten unvergleichliche Opfer und erfüllten ihre Pflicht gleich den nichtjüdischen Kameraden. Dank erhielten sie nicht, denn wieder einmal wurde aus dem Kampf fürs Vaterland ein erneutes Ringen um Anerkennung und Gleichberechtigung. Was 1916 mit der sogenannten „Judenzählung“ im Heer begann, setzte sich in der Weimarer Republik fort. Die Leistungen jüdischer Soldaten wurden von den zunehmend an Einfluss gewinnenden nationalistischen Parteien und Gruppierungen geleugnet, schlimmer noch, man gab ihnen die Schuld an der militärischen Niederlage.
Insgesamt dienten von 1914 bis 1918 fast 100.000 deutsche Juden in Heer und Marine. 77.000 waren unmittelbar an der Front eingesetzt. Etwa 30.000 wurden mit zum Teil höchsten Auszeichnungen dekoriert und 20.000 befördert – davon waren mehr als 3.000 Offiziere, Sanitätsoffiziere und Militärbeamte im Offiziersrang. 12.000 jüdische Soldaten verloren im Krieg ihr Leben.
Wer den Friedhof in Berlin-Weißensee durchwandert, steht irgendwann vor einem gewaltigen Kriegerdenkmal, vor dem vom Gemeindebaumeister Alexander Beer entworfenen Ehrenmal für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Soldaten der jüdischen Gemeinde Berlin; daneben ein großes Ehrenfeld mit Gräbern der Gefallenen in Reihen, dort liegen sie zusammen: der Landsturmmann und der Leutnant, der Stabsarzt und der Unteroffizier, der Fliegeroffizier und der Kanonier. Ein jüdischer Offizier sei hier erwähnt, der Leutnant der Reserve Fritz Mecklenburg. Außergewöhnlich war die soldatische Karriere des Studenten aus Berlin. Er zeigte so herausragende Leistungen und bewies sich als so tapfer und schneidig, dass er beim Dragoner-Regiment Nr. 26 Reserveoffizier wurde und das Eiserne Kreuz Erster Klasse erhielt. Als Jude bei der Kavallerie als Reserveoffizier angenommen zu werden, war selbst in Kriegszeiten eine Ausnahme. Fritz Mecklenburg meldete sich zur Fliegertruppe, wurde im Sommer 1916 zum Flugzeugführer ausgebildet und flog bis zu seinem Tode am 21. September 1917 Einsätze in einem Kampfgeschwader. Auch er fand seine letzte Ruhestätte auf dem Friedhof in Weißensee.
Es waren jedoch nicht nur die jüdischen Bürger aus den großen Städten, die bei Kriegsbeginn zu den Fahnen eilten, nicht nur Studenten und Intellektuelle, Söhne der Großbürger und Rabbiner aus den großen Gemeinden; es waren ebenso Handwerker, Kaufleute, Landwirte und Viehhändler aus kleinen Gemeinden, wie man sie im Brandenburgischen in kleinen Städten und Marktgemeinden, aber auch in Franken, Schwaben und Württemberg in großer Zahl fand. Dort gab es ein lebendiges Landjudentum, in jedem zweiten Ort eine jüdische Gemeinde. Auf vielen jüdischen Friedhöfen finden sich Ehrenmäler, in den Synagogen Gedenktafeln für die jüdischen Gefallenen. Im württembergischen Rexingen gibt es neben dem Ehrenmal für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges das Ehrengrab des Fliegerleutnants Josef Zürndorfer. Diese Beispiele sind Zeugnisse für die fortwährende Präsenz jüdischer Soldaten in deutschen Armeen, ihren treuen Dienst für das deutsche Vaterland.

NACH DEM KRIEG

EHRENKREUZ
Im Juli 1934 stiftete Reichspräsident Paul von Hindenburg das Ehrenkreuz des Weltkrieges von 1914–1918 als Zeichen der Erinnerung für ehemalige Frontkämpfer, Kriegsteilnehmer und Hinterbliebene.

EMPFÄNGER
Die höchste Ausführung war für Frontkämpfer – jeder deutsche Kriegsteilnehmer, der bei der fechtenden Truppe an einer Schlacht, einem Gefecht, einem Stellungskampf oder an einer Belagerung teilgenommen hatte.

JUDEN
Von den 100.000 jüdischen Soldaten waren fast 80.000 Frontkämpfer. Noch 1935 wurde das Ehrenkreuz auch Juden ausgehändigt. Nicht jeder erkannte die Tragweite der nationalsozialistischen Machtergreifung.

AUSNAHME
Jüdische Frontkämpfer waren vom Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums zunächst ausgenommen. Die Nürnberger Gesetze von 1935 raubten dann allen Juden die Bürgerrechte.

Fotos: privat (2); Bruce Marvin; Wikipedia; picture-alliance/akg-images



Aufruf!

An die deutschen Juden!

In schicksalsernster Stunde ruft das Vaterland seine Söhne unter die Fahnen.

Daß jeder deutsche Jude zu den Opfern an Gut und Blut bereit ist, die die Pflicht erheischt, ist selbstverständlich.

Glaubensgenossen! Wir rufen Euch auf, **über das Maß der Pflicht hinaus** Eure Kräfte dem Vaterlande zu widmen! Eilet freiwillig zu den Fahnen! Ihr alle — Männer und Frauen — stellet Euch durch persönliche Hilfeleistung jeder Art und durch Hergabe von Geld und Gut in den Dienst des Vaterlandes!

Berlin, den 1. August 1914.

Verband der Deutschen Juden.
Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens.









BILD OBEN:
Der 1904 gegründete Verband vertrat jüdische Interessen im Kaiserreich

BILD OBEN RECHTS:
Leutnant Fritz Beckhardt flog an der Seite von Hermann Göring im Jagdgeschwader 3 (JG III) und wurde zehnfach ausgezeichnet

BILD MITTE:
Flugzeuge der Richthofen-Staffel, 1917

BILD UNTEN RECHTS:
Leutnant Wilhelm Frankl, deutscher Jagdflieger jüdischer Herkunft und Träger des Ordens „Pour le Mérite“ (für das Verdienst), mit dem seit 1740 in Preußen vorwiegend militärische Leistungen belohnt wurden

MILITÄR
HISTORISCHES
MUSEUM
Dresden



14
MENSCHEN KRIEG

Die Ausstellung zum TV-Doku-Drama von ARTE und Das Erste
ab 1. August 2014

Bundeswehr
Wir. Dienen. Deutschland.

ANZEIGE



Illustration: László Nagy

13. November 1914

„Weider überall zwingen uns zu gerechter Verteidigung. Man drückt uns das Schwert in die Hand." Das waren die Worte des Kaisers, deshalb sind wir hier. Seit vielen Tagen schon liegen wir im Schützengraben und haben dem Feind so manchen Schlag versetzt. Gegenüber unserer Stellung, auf der Anhöhe, können wir die Leichen seiner Soldaten vor dem Waldrand liegen sehen. Vom Hauptschützengraben aus haben wir Laufgräben ausgehoben und einen weiteren Schützengraben. Doch obwohl Draht und Maschinengewehre uns schützen, sind auch wir in Gefahr. Unaufhörlich krepiert Artillerie über unseren Köpfen und zermürbt uns mit ihrem höllischen Lärm. Noch dazu regnet es seit bald einer Woche. Der Boden ist so sehr aufgeweicht, dass man tief einsinkt. Georg zog der Morast gar einen seiner Stiefel aus, als er heute morgen aus dem Laufgraben zurückkehrte.



Foto: Lost and Taken; Illustration: V/Kircher/Burkhardt (2); Text: Reiner Schweinfurth

Und dann geschah vorhin das Ungeheuerliche. Meinem guten Heinrich, neben dem ich so lange die Schulbank drückte, wurden von einer Granate die Beine abgerissen. Er habe entsetzlich geschrien, sagt Georg, und obwohl Heinrich schnell zurückgeschafft wurde, verlor er so viel Blut, dass man nichts mehr für ihn tun konnte. Nun müssen wir wohl seiner Familie schreiben und wissen gar nicht wie.



Ich denke nur noch an Lotte und bitte Gott darum, sie wiedersehen zu dürfen.

Ab und zu gibt es eine Gefechtspause und wir holen unsere Verletzten und Toten.

Lotte – wir hatten keine Ahnung, was uns erwarten würde! Wo ist die Sommerfreude hin, als wir so siegesgewiss waren? Längst ist mir nicht mehr nach Singen, wie ich es noch auf der Fahrt nach Magdeburg tat. Es ist nur ein schwacher Trost, dass es unseren Feinden ähnlich ergeht. Wenn es zum Sturmangriff kommt, wissen sie wie wir, dass oft nur wenige zurückkommen werden.



STIMMEN AUS DEM GRABEN

Milliarden Briefe und Karten bewegte die Feldpost zwischen 1914 und 1918. Ihr ehrlicher Ton stand oft im Gegensatz zur Kriegspropaganda. Die Interviews sind Collagen aus Briefen von Soldaten und zeichnen ein Bild vom Leben in den Schützengräben.

TEXT Sebastian Blum

„Flöhe, Läuse und Ratten, überall Ratten“

Gotthold Dengler (20 Jahre), Füsilier

Der 20-jährige Gotthold Dengler aus dem rheinischen Remagen zog am 4. August 1914 singend und unter dem Jubel der deutschen Bevölkerung in den Krieg. Die Ernüchterung sollte schnell folgen.

Wie sah Deine erste Begegnung mit dem Krieg aus?
Beim Morgengrauen des 20. August erreichten wir einen Bahnhof an der deutschen Grenze, längs des Weges sahen wir Zeichen des Kampfes, zerstampfte Äcker; im wüsten Wirrwarr allerhand Kriegsgerät, Leute, die die letzten Gefallenen begruben. In der Luft hing der penetrante Geruch des Schlachtfeldes. Wir durchstöberten einige Tornister, überall Briefe und Karten, französische und deutsche, an die Lieben daheim mit dem hoffnungsvollen Schluss auf ein gesundes Wiedersehen. Die sie schrieben: tot. Nun ging der Marsch los – endlos, endlos bis zum sinkenden Abend; denn wir sollten noch am selben Tag ins Gefecht eingreifen. Am späten Nachmittag waren wir über die französische Grenze gekommen.
Wo wurdet Ihr untergebracht und wie habt Ihr da gelebt?
Am ersten Abend wurden wir in dem französischen Dorf Parray oder so ähnlich einquartiert. Ein schmutziges Dorf, wie alle Dörfer, die ich in Frankreich gesehen habe. Mit Hilfe eines Kameraden, der perfekt französisch sprach, brachten wir unsere Wirtinnen dazu, uns unseren Kaffee zu kochen und Milch zu liefern. Dann unterhielten wir uns noch mit ihnen über den Krieg. Es war interessant zu hören, wie die französische Bevölkerung über den Krieg dachte. Sie wünschten ihn ebenso wenig wie wir, ihre Männer standen auch im Feld, dienten in dem Korps, das uns gegenüberstand. Welche Ironie des Schicksals – morgen rissen vielleicht unsere Granaten eben diese nieder. Das ist der Krieg!
Mit vielen Deiner Kameraden warst Du dann im Schützengraben. Wie kann man sich den vorstellen?
Unsere Gräben glichen einer groß angelegten Kolonie. Ein bis zwei Meter und mehr tief waren die Unterstände in die Erde hineingebaut. Der stellvertretende Unteroffizier bewohnte einen Unterstand allein mit seinem Putzer, einem kleinen flinken Bürschchen. Sein Heim enthielt als Lagerstätte reichlich Langstroh, das Kopfkissen stellte sein Tornister dar. Ein Zelttuch diente als Tür.
Und Du?
Ich lag in meinem sogenannten Fuchsloch. Unsere Unterkünfte waren mehr als miserabel. Je zwei Mann lagen in einem in die Grabenmauer eingegrabenen Loch, das etwa einen Meter breit, 1,50 Meter lang, am Kopfende 20 und am Fußende 50 Zentimeter hoch war. Wenn man da hinein wollte, musste man auf dem Bauch kriechen, entweder mit dem Kopf oder den Füßen voran.
Wie war es bei schlechtem Wetter?
Hatte es geregnet, so war die Grabensohle ungefähr fußhoch mit teigähnlichem Schlamm bedeckt, da der Graben zwar ausgehoben war, aber noch keine Laufplanken hatte. Die drei Meter hohen Wände klebten wie frisch angerührter Lehm. Nimmt man hinzu, dass das Wasser zum Waschen ungefähr zweieinhalb Stunden weit geholt werden musste, Zeit zum Holen aber nicht vorhanden war, kann man sich vorstellen, wie man aussah, wenn man sich acht Tage nicht gewaschen hatte.
Darunter litt sicher auch die Gesundheit, oder?
Ja, durch den Regen war der Boden des Grabens aufgeweicht, wir standen entweder im Schlamm oder im kniehohen Wasser. Die kurzen Zeiten außerhalb reichten kaum, um die Stiefel zu trocknen. Viele litten unter dem sogenannten Grabenfuß – das ständige Wasser weicht die Haut auf, der Fuß schwillt an und entzündet sich. Hinzu kam das ganze Ungeziefer, Flöhe, Läuse und Ratten, überall Ratten.
Hattet Ihr festgelegte Dienstzeiten, oder war das gar nicht denkbar?
Einmal lagen wir ohne Unterbrechung acht Wochen im Schützengraben und hatten unter Artilleriefeuer zu leiden. Der Dienst war zudem ziemlich anstrengend und wurde durch Patrouillen, Postenstehen und Schanzarbeiten, welche nur bei Nacht durchgeführt werden können, ausgefüllt. Wenn es die Gefechtslage zuließ, folgten wir dem Grabenturnus: Zwölf Tage und zwölf Nächte brachten wir jedes Mal in vorderster Linie zu, um dann in Reserve drei Tage lang in einem zerschossenen Gut auszuruhen.

Fotos: picture-alliance/Sueddeutsche; Shutterstock; ddp images/dapd/Winfried Rothermel; Montage: Stadtarchiv Nördlingen/Foosammlungen; Y/Kircher/Burkhardt

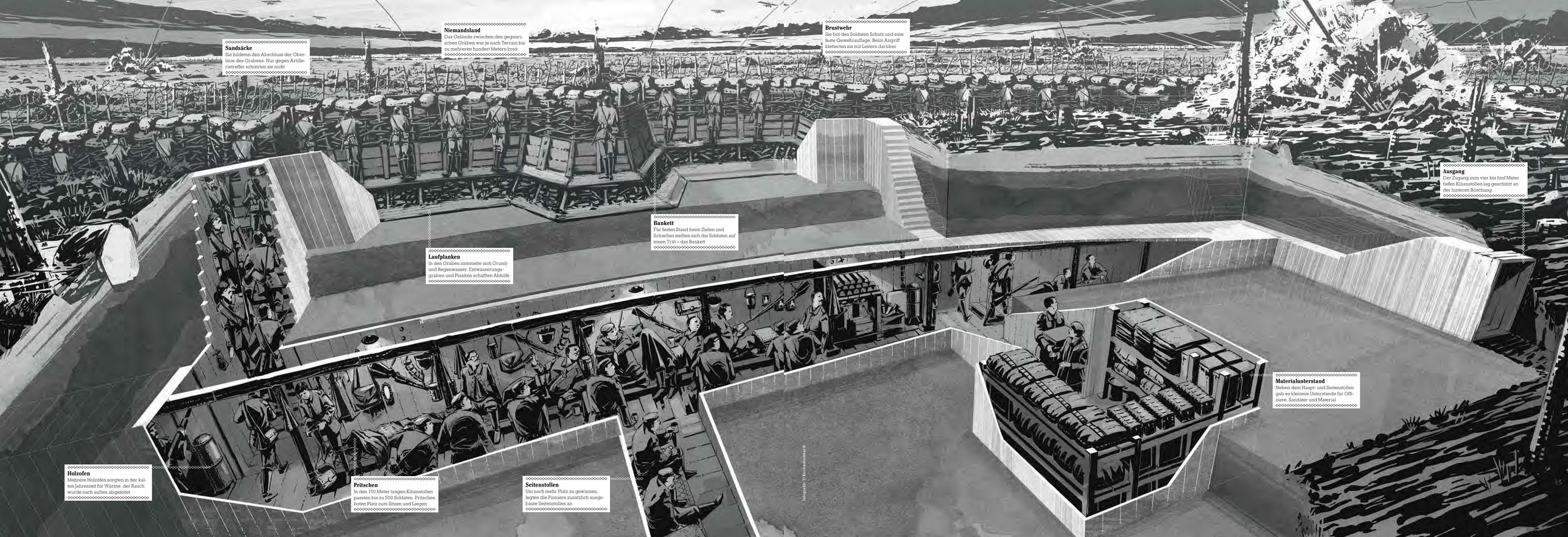
AUF SPURENSUCHE



Der Kilianstollen wurde 2010 bei Straßenbauarbeiten im Elsass entdeckt

Am 29. Oktober 2010 kehrte der Krieg für kurze Zeit ins Elsass zurück. An diesem Tag fanden Bauarbeiter am Hang des Lerchenbergs bei Carspach im Sundgau die Überreste einer verschütteten Schutzanlage aus dem Ersten Weltkrieg – den Kilianstollen. Der Bau der Umgehungsstraße wurde unterbrochen, gemeinsam mit ehrenamtlichen Helfern legte das Pôle d'Archéologie Interdépartemental Rhénan (PAIR) – vergleichbar mit den Landesämtern für Denkmalpflege in Deutschland – den Stollen in monatelanger Arbeit frei.
Der Kilianstollen wurde am 18. März 1918 verschüttet. Gegen 14 Uhr erhielt der linke, schwächere Teil der rund 150 Meter langen Anlage drei Volltreffer. Die Wucht der französischen Granaten drückte die etwa vier Meter dicke Erddecke auf gut 60 Meter ein, 34 Mann des Reserveinfanterieregiments 94 wurden verschüttet. 13 wurden tot geborgen, die übrigen 21 Mann blieben für die nächsten 93 Jahre im Stollen begraben.

DER STUNDENLANGE BESCHUSS durch die französische Artillerie war die Vergeltung für einen deutschen Angriff am Morgen des 18. März. Laut Regimentstagebuch hatten die Deutschen die Franzosen von sechs bis neun Uhr abends mit Gelbkreuzgranaten beschossen, also mit Senfgas.
Jahrzehntelang erinnerte ein Gedenkstein auf dem deutschen Soldatenfriedhof bei Illfurth an das Unglück aus dem letzten Kriegsjahr. Der Einsturz des Kilianstollens war bekannt, allein seine genaue Lage war mit der Zeit in Vergessenheit geraten. Felder und Weiden bedeckten die ehemaligen Schützengräben am Lerchenberg.
Der Stollen galt als schusssicher. Pioniere hatten ihn seit 1916 fachmännisch ausgebaut. Er war wie ein Bergwerksstollen mit Holz verschalt und mit


Sandsäcke
Sie bildeten den Abschluss der Oberlinie des Grabens. Nur gegen Artillerietreffer schützten sie nicht
Niemandsland
Das Gelände zwischen den gegnerischen Gräben war je nach Terrain bis zu mehreren hundert Metern breit
Brustwehr
Sie bot den Soldaten Schutz und eine feste Gewehrauflage. Beim Angriff kletterten sie mit Leitern darüber
Ausgang
Der Zugang zum vier bis fünf Meter tiefen Kilianstollen lag geschützt an der hinteren Böschung
Bankett
Für festen Stand beim Zielen und Schießen stellten sich die Soldaten auf einen Tritt – das Bankett
Laufplanken
In den Gräben sammelte sich Grund- und Regenwasser. Entwässerungsgräben und Planken schafften Abhilfe
Materialunterstand
Neben dem Haupt- und Seitenstollen gab es kleinere Unterstände für Offiziere, Sanitäter und Material
Holzofen
Mehrere Holzöfen sorgten in der kalten Jahreszeit für Wärme, der Rauch wurde nach außen abgeleitet
Pritschen
In den 150 Meter langen Kilianstollen passten bis zu 500 Soldaten. Pritschen boten Platz zum Sitzen und Liegen
Seitenstollen
Um noch mehr Platz zu gewinnen, legten die Pioniere zusätzlich ausgebaute Seitenstollen an
Infografik: Y Kordesbrinkbaum



Im Militärhistorischen Museum in Dresden wird die Schutzanlage aufwändig rekonstruiert

Stützen versehen worden, die Decke hatte eine Dicke von bis zu sechs Metern. Der Stollen bot etwa 500 Soldaten Platz. Holzöfen sorgten für Wärme, im Hauptstollen und in den Seitengängen schliefen die Männer auf mehrstöckigen Pritschen.
Unter der Erde blieb das Innere des Stollens konserviert. Die Archäologen fanden mehr als 1.000 Objekte. Waffen, Ausrüstung, Kleidungsstücke und persönlicher Besitz geben einen genauen Eindruck davon, wie die Männer in diesem Unterstand gelebt haben. Bis auf drei Mann konnten alle Verstorbenen identifiziert werden.

Der Sundgau im Elsass bildete das äußerste, südliche Ende der Westfront. Franzosen und Deutsche lagen sich hier nur wenige hundert Meter in fest ausgebauten Stellungen gegenüber. Nach den erfolglosen französischen Angriffen auf Mühlhausen im August 1914 führten die Gegner im Sundgau einen jahrelangen Stellungskrieg gegeneinander.

ERST IM MÄRZ 1918 nahmen die Deutschen die französischen Stellungen wieder unter Trommelfeuer, um vom Beginn der deutschen Frühjahrsoffensive in der Picardie abzulenken. Am 19. Juli 2013 wurden die sterblichen Überreste der 21 toten Soldaten auf dem Soldatenfriedhof in Illfurth in Einzelgräbern zur letzten Ruhe gebettet, das Ehrengeleit stellten Soldaten der Deutsch-Französischen Brigade. Anfang Dezember 2011 wurde der freigelegte Stollen wieder eingeebnet. Der Straßenbau wurde wieder aufgenommen, im März 2014 die Umgehungsstraße eingeweiht. Trotzdem wird der Kilianstollen für eine kurze Zeit noch einmal zum Leben erweckt: Im Rahmen der Ausstellung „14 Menschen Krieg" präsentiert das Militärhistorische Museum der Bundeswehr in Dresden eine aufwändige, begehbare Rekonstruktion des Kilianstollens.



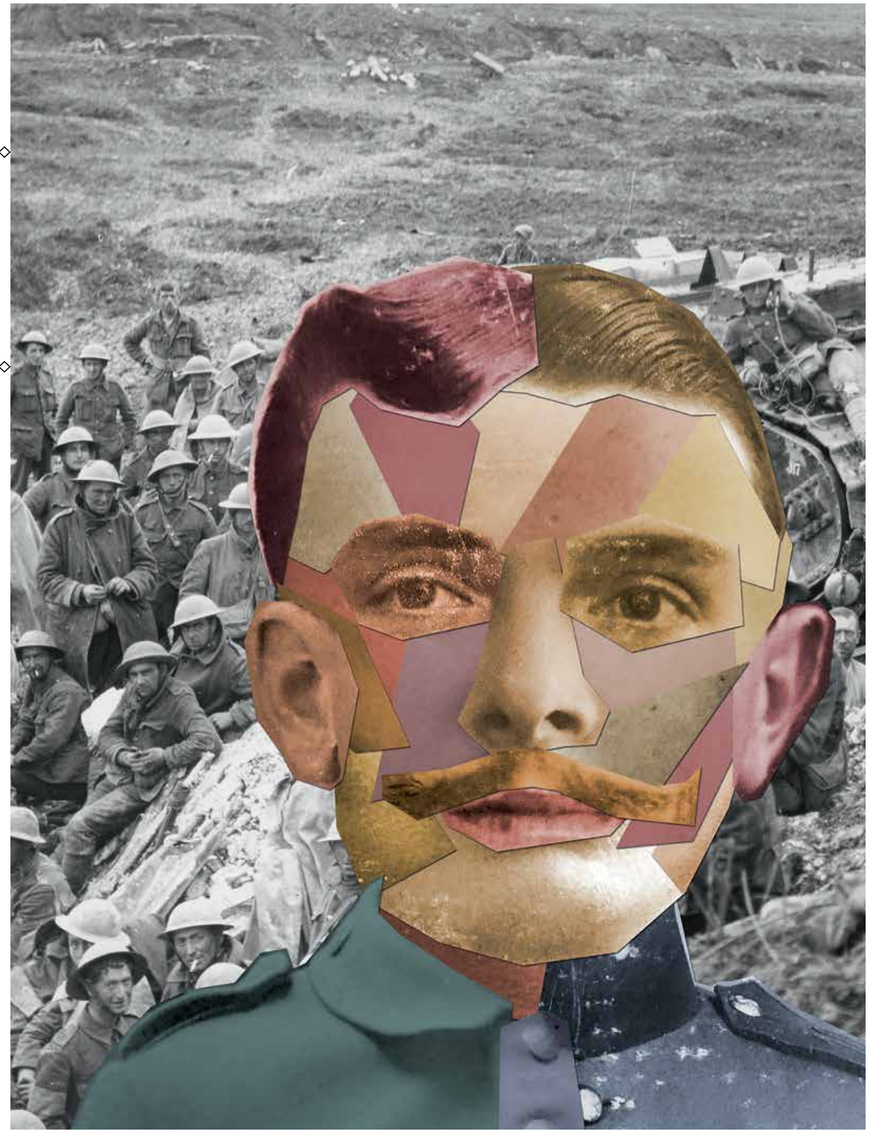
Die Verpflegung britischer Soldaten war meist besser als bei den Deutschen

„Niemals werde ich den Anblick so vieler verwundeter Männer vergessen"

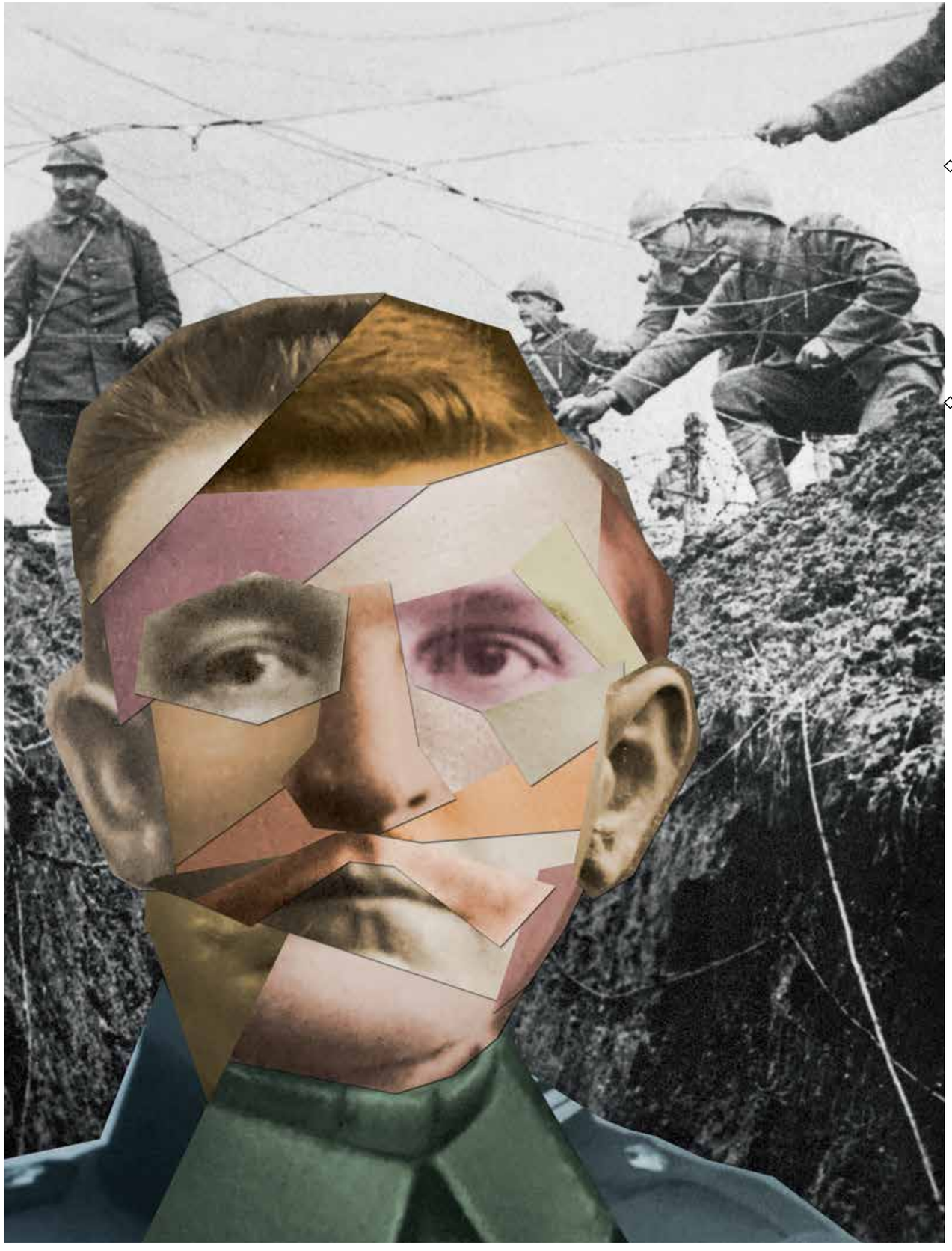
George Culpitt (20 Jahre), Private

Nach der Invasion Belgiens durch die deutschen Truppen sah Großbritannien das Kräftegleichgewicht in Europa bedroht und erklärte Deutschland am 4. August 1914 den Krieg. Auch hier verlangten Patriotismus und Ehre einen begeisterten Aufbruch in den Krieg. Der 20-jährige George Culpitt meldete sich freiwillig zu den Königlich-Walisischen Füsilieren, nachdem einer seiner Freunde bereits aus freien Stücken in den Krieg gezogen war.

Auf welchem Weg bist Du nach Frankreich gekommen?
Nachdem wir unseren Familien Lebewohl gesagt hatten, marschierten wir aus der Kaserne und wurden vom Musikkorps begleitet. Unter dem Jubel der Bevölkerung erreichten wir den Bahnhof in Abergele. Von dort fuhren wir bis Crewe, wo wir den Truppenzug bestiegen, der uns zur Küste bringen würde. Um 8 Uhr morgens gingen wir auf unser Boot. Als Schutzmaßnahme gegen Uboot-Angriffe bekam jeder eine Rettungsweste, und so überquerten wir den Kanal.
Wie ging es dann auf dem europäischen Festland weiter?
Nachdem wir in Frankreich angekommen waren, wurden wir ausgerüstet und marschierten in Richtung Front. Als wir die Grenze nach Belgien überschritten hatten, kamen die Lichter und Kanonenschüsse näher. Wir kamen durch viele zerstörte Dörfer. Nach wenigen Tagen erreichten wir die Reservelinie.
Wie sah es dort aus?
Zunächst sah man schon von weitem eine offene Ebene, die nur durch Stapel von Sandsäcken unterbrochen wurde. Dort waren die Schützengräben, die Reservelinie und einige Aushebungen als Hauptquartier, Sanitätsbereich und so weiter. Wir wurden in die Gräben geführt und man gab uns unsere Position. Die Aushebungen waren große Löcher, die mit Balken und zwei Lagen von Sandsäcken bedeckt waren. Diese sollten uns vor Kugeln, Schrapnellen und Bomben schützen, aber sie sahen nicht aus, als würden sie auch nur einem kleinen Granatenfeuer standhalten können.
Was gab es an Verpflegung?
Etwa 450 Gramm Fleisch, ebenso viel Brot, 225 Gramm Gemüse und etwas Butter bekamen wir zu Beginn täglich. Später wurde es schlimmer. Es gab nichts mehr und wir waren immer hungrig. Oft hatten wir zum Frühstück nur eine Scheibe Brot, meistens ohne Butter oder Marmelade. Nachmittags gab es zum Tee nochmal einen Keks. Der war so hart, dass man ihn auf eine feste Unterlage legen und mit einem Stein in kleine Krümel zerschlagen musste, bevor man ihn essen konnte. Manchmal, wenn wir kein Trinkwasser bekamen, haben wir das Regenwasser aus den Granatlöchern gesammelt und gekocht.
Wie waren die sanitären Bedingungen im Schützengraben?
Ein großes Loch diente als Latrine. Da dieses Loch nicht zu weit weg sein durfte, waren wir dem ständigen Gestank ausgesetzt. Nur die Ratten mochten diesen Geruch wohl, weshalb wir mit einer wahren Plage zu kämpfen hatten. Zudem landete auch dort immer wieder mal eine Granate, was dann den gesamten Inhalt auf uns hernieder regnen ließ. Krankheiten, Entzündungen, Typhus waren die Folge. Dazu krabbeln die Läuse in jede Körperfalte. Die Haut ist überall wund und aufgescheuert, sich nicht zu kratzen schier unmöglich.
Das Schlimmste waren aber die ewig nassen, kalten Füße. Nicht nur war man andauernd erkältet, die Füße entzündeten sich, brachen auf und Blut und Eiter ergossen sich in die eh schon nassen Stiefel. Dann schmerzte jeder Schritt, als würde man tausend Messer in die Füße gerammt bekommen.
Für Dich ging es später weiter in Frankreich. Du hast die Schlacht an der Somme miterlebt. Was hast Du von dort mitgenommen?
Niemals werde ich den Anblick so vieler verwundeter Männer vergessen, von Kopf bis Fuß bedeckt im Schlamm des Schlachtfeldes an der Somme. Sie waren mit Blut bespritzt, ihre Arme in Schlingen, ihre Köpfe verbunden, sie alle lebende Zeichen des Kriegshorrors. Es ist eine Sache, den verwundeten Helden im Lazarett zu sehen, in der blauen Krankenhauswäsche, sauber und zivilisiert, aber es ist eine ganz andere Sache, ihn von der Frontlinie kommen zu sehen, ungewaschen, unrasiert und mit von Schlamm aufgeweichter Kleidung. Dann versteht man erst wirklich, was Krieg eigentlich bedeutet.



Fotos: Shutterstock; MEM; picture-alliance/Mary Evans Pi; picture-alliance/Mary Evans/Ro Montage: Stadtarchiv Nördlingen/Fotosammlungen; Y/Kirchert Burkhardt



„Das ist kein Schlachtfeld, es ist ein Gemetzelfeld“

Maurice Marinèl (22 Jahre), Soldat



Soldaten lebten auf engstem Raum zusammen, wie hier Franzosen im Fort de Vaux

Fotos: picture-alliance/Judaica-Sammlung Richter; picture-alliance/AP Images; Montage: Stadtarchiv Nördlingen; Fotosammlungen; Y/KircherBurkhardt

Auch die Franzosen begrüßten den Krieg zunächst enthusiastisch. Ihre Armee trug damals noch die roten Uniform-Hosen des Krieges von 1870/71. Von den Deutschen wurden die Soldaten deshalb abschätzig „Rothosen“ genannt. Vier Millionen junge Franzosen gingen an die Front. Unter ihnen war der 22-jährige Musiker Maurice Marinèl.

Wie hast Du die ersten Kriegstage als Soldat erlebt?
Ich zog am 10. August 1914 in den Krieg. Es war eine sehr beeindruckende und stolze Zeit. Mit dem Zug ging es Richtung Front. Während der ganzen Fahrt haben die Leute, die wir unterwegs oder auf den Bahnhöfen trafen, nicht aufgehört uns anzufeuern, die Frauen schickten uns Küsse und Blumen, und die Männer stimmten mit uns die Marseillaise und das „Chant du Départ“, unser Marschlied, an.

Der Krieg stellte sich nicht als das heraus, was Du Dir ausgemalt hattest. Woran lag das?
Langwierig und monoton und deprimierend war das zu Beginn. Zwei Wochen traten wir auf der Stelle, hoben Löcher aus und lagen in den Gräben. So weit ich mich erinnere, gab es 1870 echte Schlachten, wo sich die Armeen erbitterte Kämpfe lieferten! Ich denke an diese Reiterregimenter, die über die Ebene fegten, die Kämpfe Mann gegen Mann oder in den Dorfstraßen. Sie haben damals die Preußen zu sehen bekommen! Wir hingegen sahen sie nicht!

Was war die Wirklichkeit?
Die Aufgabe der Infanterie läßt sich ziemlich leicht zusammenfassen: „Sich so gut wie möglich nicht von der Artillerie töten lassen.“ Deswegen marschierten wir nachts, die Truppenbewegungen vollzogen sich in der Morgendämmerung, und am Abend hatte man immer den Eindruck, dass wir uns verstecken würden. Waren wir nun im Gefechtsgebiet angekommen, nahm jeder den ihm angewiesenen Posten ein, hier die eine Kompanie, dort die andere. Dann grub man sich in die Schützengräben ein und wartete. Man sah nichts, doch man hörte etwas: Das war zumindest etwas! Die Artillerie schlug los, man zählte die Kracher, man riskierte für einen flüchtigen Blick seine Deckung, um die Entfernung abzumessen, in der die Geschosse einschlugen; man warf sich Hals über Kopf zu Boden, wenn man das ironische und spöttische Zischen einer solchen „schwarzen Sau“ hörte! Und das war das Heldentum unserer Tage: Sich so gut wie möglich zu verstecken.

Wie ging es Euch in den Schützengräben?
Es war kalt, die Hände froren über dem Visier und man wusste nicht, wirklich nicht, ob man für das Vaterland etwas Nützliches vollbracht hatte!

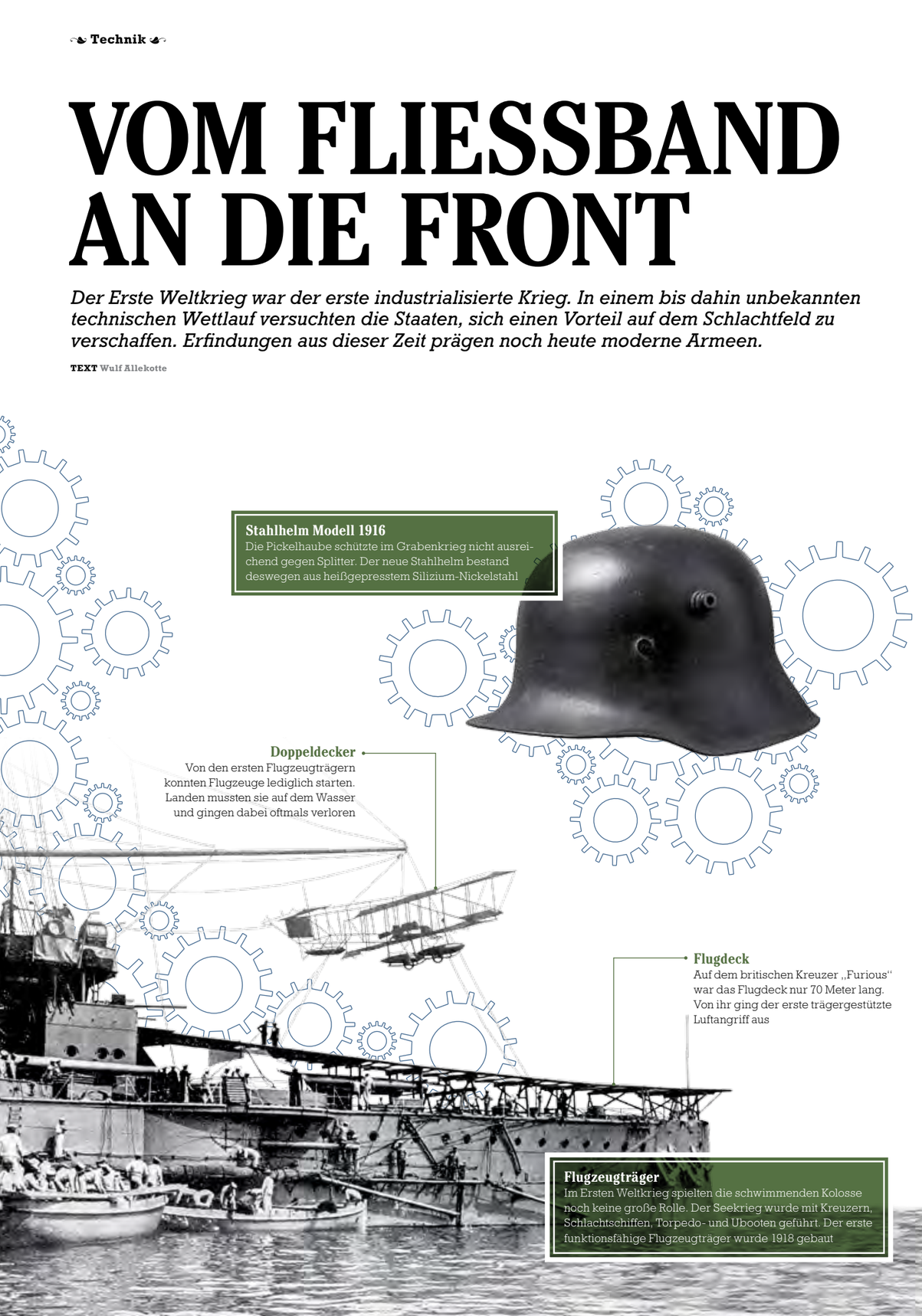
Aber dabei blieb es nicht. Wie sah es denn danach aus?
Wie soll man es beschreiben? Mit welchen Worten? Als wir im September 1915 durch Meaux zogen, war die Stadt ausgestorben und still. Meaux mit seinen auf der Marne versenkten Schiffen und seiner zerstörten Brücke. Danach haben wir die Landstraße nach Soisson genommen und die Stelle erklommen, die uns auf die nördliche Hochebene führte. Und auf einmal, als würde man einen Theatervorhang vor uns lüften, erschien vor uns das Schlachtfeld mit all seinem Grauen. Leichname von Deutschen am Rand der Landstraße. In den Senken und Feldern schwärzliche, grünliche zerfallene Leichname, um die herum unter der Septembersonne Mückenschwärme schwirrten: Menschliche Leichname in merkwürdiger Haltung, die Knie in die Luft gestreckt oder einen Arm an die Böschung des Laufgrabens gelehnt; Pferdekadaver, was noch schmerzlicher als menschliche Leichname ist, mit auf dem Boden verstreuten Gedärmen; Leichname, die man mit Kalk oder Stroh, Erde oder Sand bedeckte, die man verbrannte oder begrub.

Welcher Eindruck ist Dir besonders geblieben?
Der Gestank! Ein schrecklicher Geruch, ein Beinhausgeruch stieg aus dieser Verwesung hervor. Er packte uns an der Kehle und für viele Stunden würde er nicht ablassen. Vergeblich bemühte sich der in Böen über die Ebene wehende Wind all dies wegzufegen; es gelang ihm, die Rauchwirbel zu vertreiben, die von diesen brennenden Stapeln aufstiegen; aber er vermochte nicht, den Geruch des Todes zu vertreiben. Das war kein Schlachtfeld, es war ein Gemetzelfeld.

VOM FLIESSBAND AN DIE FRONT

Der Erste Weltkrieg war der erste industrialisierte Krieg. In einem bis dahin unbekannten technischen Wettlauf versuchten die Staaten, sich einen Vorteil auf dem Schlachtfeld zu verschaffen. Erfindungen aus dieser Zeit prägen noch heute moderne Armeen.

TEXT Wulf Allekotte

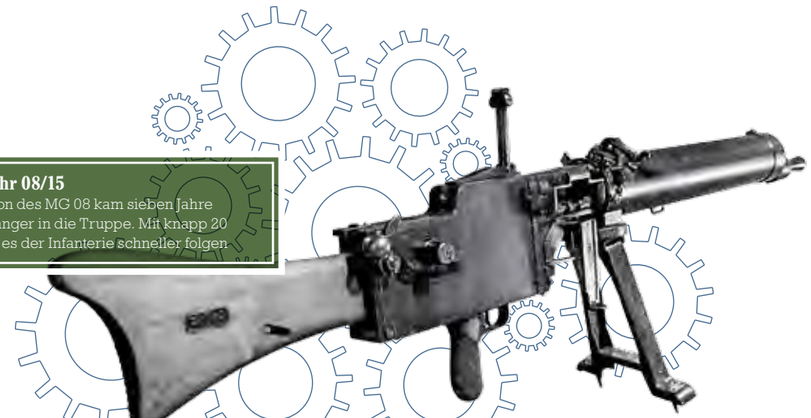


Stahlhelm Modell 1916
Die Pickelhaube schützte im Grabenkrieg nicht ausreichend gegen Splitter. Der neue Stahlhelm bestand deswegen aus heißgepresstem Silizium-Nickelstahl

Doppeldecker
Von den ersten Flugzeugträgern konnten Flugzeuge lediglich starten. Landen mussten sie auf dem Wasser und gingen dabei oftmals verloren

Flugdeck
Auf dem britischen Kreuzer „Furious" war das Flugdeck nur 70 Meter lang. Von ihr ging der erste trägergestützte Luftangriff aus

Flugzeugträger
Im Ersten Weltkrieg spielten die schwimmenden Kolosse noch keine große Rolle. Der Seekrieg wurde mit Kreuzern, Schlachtschiffen, Torpedo- und Ubooten geführt. Der erste funktionsfähige Flugzeugträger wurde 1918 gebaut



Maschinengewehr 08/15
Die leichtere Version des MG 08 kam sieben Jahre nach seinem Vorgänger in die Truppe. Mit knapp 20 Kilogramm konnte es der Infanterie schneller folgen



Kragenspiegel
Der neue Waffenrock von 1915 hatte statt Schmuck nur noch einen grün abgesetzten hohen, sogenannten Steh-Umfallkragen

Feldgrauer Waffenrock M 1915
Die deutschen Soldaten zogen im feldgrauen Waffenrock in den Krieg. Im Laufe der Zeit wurde er immer mehr den Bedingungen des Grabenkrieges angepasst

Verschlussknöpfe
Das Vorgängermodell hatte acht weithin sichtbare Knöpfe, die ein leichtes Ziel für Schützen abgaben. Ab 1915 gab es nur noch sechs unter einer Leiste verdeckte Metallknöpfe

Ärmelaufschläge
Der Feldrock von 1915 war komplett in grauem Farbton gehalten. Vorher konnte man am Ärmelaufschlag die Zugehörigkeit zu Truppenteil und Dienstgradgruppe erkennen

Fotos: picture-alliance/Artcolor/Hermann Historica GmbH; Getty Images/MPI; Wikipedia/Richard Huber; Hermann Historica oHG 2014; Illustration: Y/KircherBurkhardt

Bewaffnung
Nach vorne wirkte eine Schnellfeuerkanone Kaliber 5,7 Zentimeter. Sechs MG 08 auf Lafette boten nach hinten und zur Seite Feuerkraft

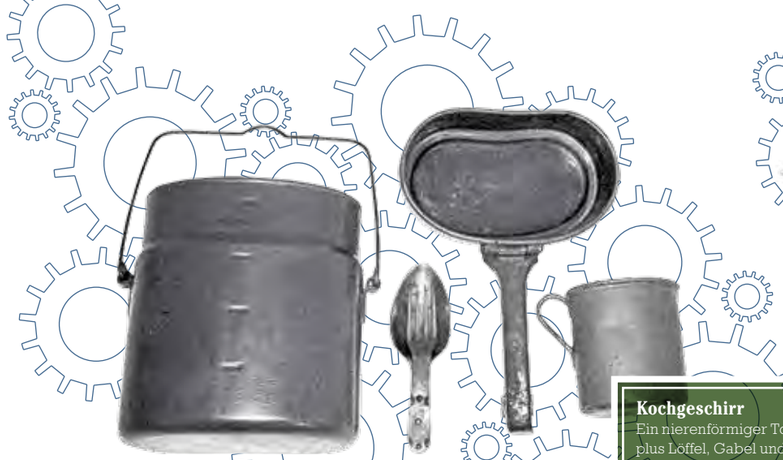
Antrieb
Zwei Triebwerke mit je 100 PS trieben den 30 Tonnen schweren Kampfwagen über die Schlachtfelder. 16 bis 26 Mann fanden darin und darauf Platz



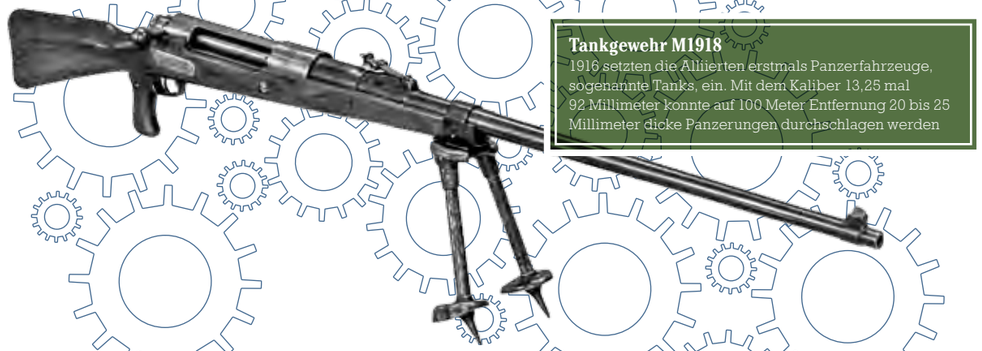
Sturmpanzerwagen A7V
Das Ungetüm kam erst zum Ende des Krieges an die Front. Der Hersteller, die Daimler-Motoren-Gesellschaft in Berlin-Marienfelde, benannte das Fahrzeug nach dem zuständigen Amt der Abteilung 7 Verkehrswesen

Panzerung
Gegen Beschuss von vorn waren 30, an der Seite 15, oben sechs und am Boden vorn zehn Millimeter dicke Stahlplatten verbaut. Allein das brachte 8,5 Tonnen auf die Waage

Vollkettenlaufwerke
Mit einer Geschwindigkeit von bis zu acht Stundenkilometern im Gelände und bis zu 16 auf der Straße zogen die Kettenlaufwerke den A7V voran



Kochgeschirr
Ein nierenförmiger Topf, eine Deckel-Teller-Kombination, plus Löffel, Gabel und Tasse wogen rund 500 Gramm



Tankgewehr M1918
1916 setzten die Alliierten erstmals Panzerfahrzeuge, sogenannte Tanks, ein. Mit dem Kaliber 13,25 mal 92 Millimeter konnte auf 100 Meter Entfernung 20 bis 25 Millimeter dicke Panzerungen durchschlagen werden

Ingenieur
Der deutsche General Graf Ferdinand von Zeppelin trieb die Entwicklung maßgeblich voran. Seither hat sich der Name Zeppelin als Synonym für alle Starrluftschiffe etabliert

Zeppeline
Bei den Militärs galten die Starrluftschiffe als Wunderwaffe. Sie sollten in der Ferne aufklären und Stellungen bombardieren. Die Alliierten entwickelten als Antwort Brandmunition für ihre Flugzeuge und Flaks, was zu hohen Verlusten bei den gasgefüllten Luftriesen führte



Zivile Opfer
Im September 1915 lud ein deutscher Zeppelin seine tödliche Bombenlast über bewohntem Gebiet in London ab. Der Krieg war im Herz des Vereinigten Königreichs angekommen

Giganten
Die ersten Luftschiffe waren bis zu 163 Meter lang und flogen knapp 100 Kilometer pro Stunde. Fast 32.000 Kubikmeter brennbares Wasserstoffgas hielten sie in der Luft

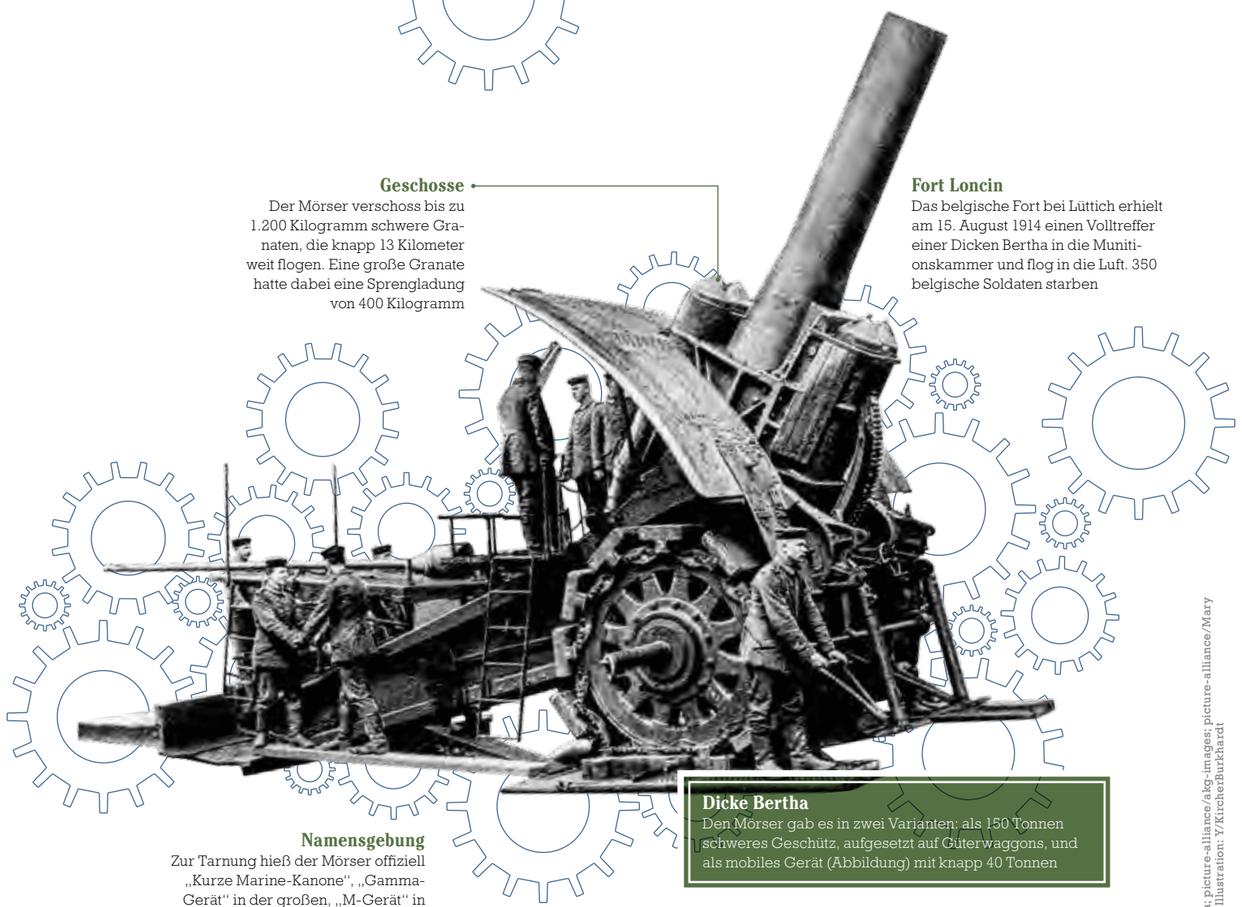
Fotos: Wikipedia/Huhu; Europeana; Getty Images/Roger Viollet; Wikipedia/Rama; Illustration: Y/KircherBurkhardt



Handgranaten
Im Stellungs- und Grabenkrieg konnten Handgranaten aus dem Graben hinaus geworfen werden, ohne den Feind zu sehen. Als Eier- oder Stielhandgranate gehörten sie zum Standardwaffenarsenal aller Armeen

Geschosse
Der Mörser verschoss bis zu 1.200 Kilogramm schwere Granaten, die knapp 13 Kilometer weit flogen. Eine große Granate hatte dabei eine Sprengladung von 400 Kilogramm

Fort Loncin
Das belgische Fort bei Lüttich erhielt am 15. August 1914 einen Volltreffer einer Dicken Bertha in die Munitionskammer und flog in die Luft. 350 belgische Soldaten starben



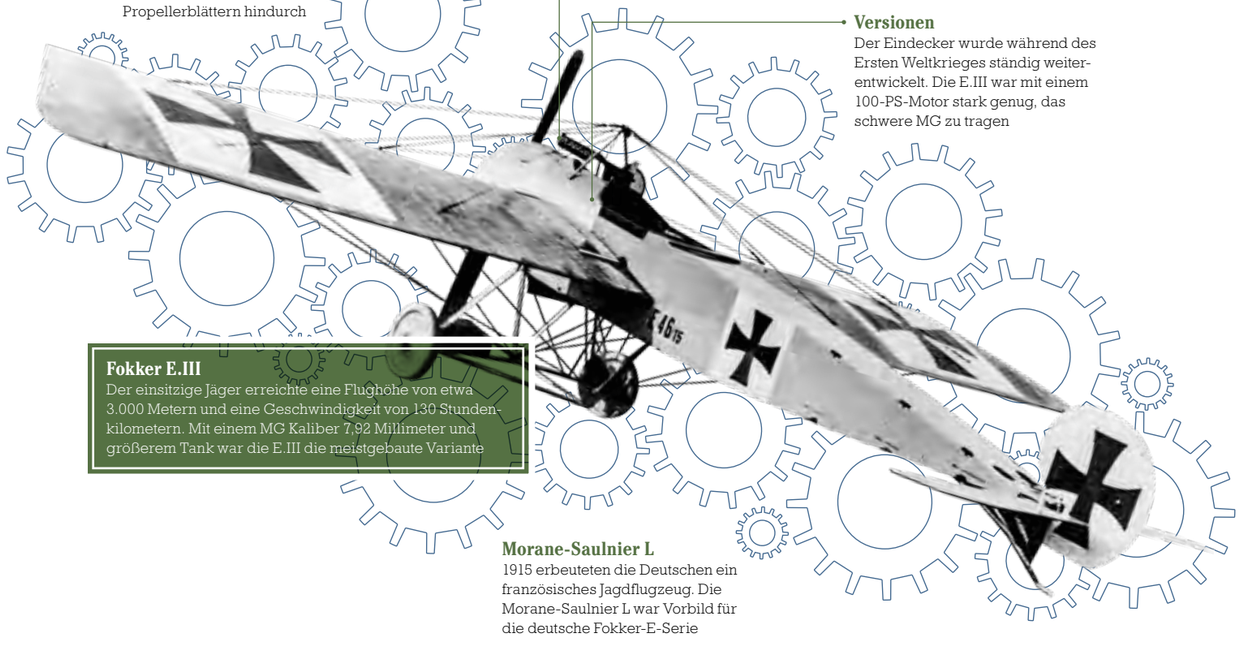
Dicke Bertha
Den Mörser gab es in zwei Varianten: als 150 Tonnen schweres Geschütz, aufgesetzt auf Güterwaggons, und als mobiles Gerät (Abbildung) mit knapp 40 Tonnen

Namensgebung
Zur Tarnung hieß der Mörser offiziell „Kurze Marine-Kanone", „Gamma-Gerät" in der großen, „M-Gerät" in der kleinen Version. Der Ursprung des Namens „Dicke Bertha" ist ungeklärt

Fotos: Wikipedia; picture-alliance/akg-images; picture-alliance/Mary Evans Pi.; Privat; Illustration: Y/KircherBurkhardt

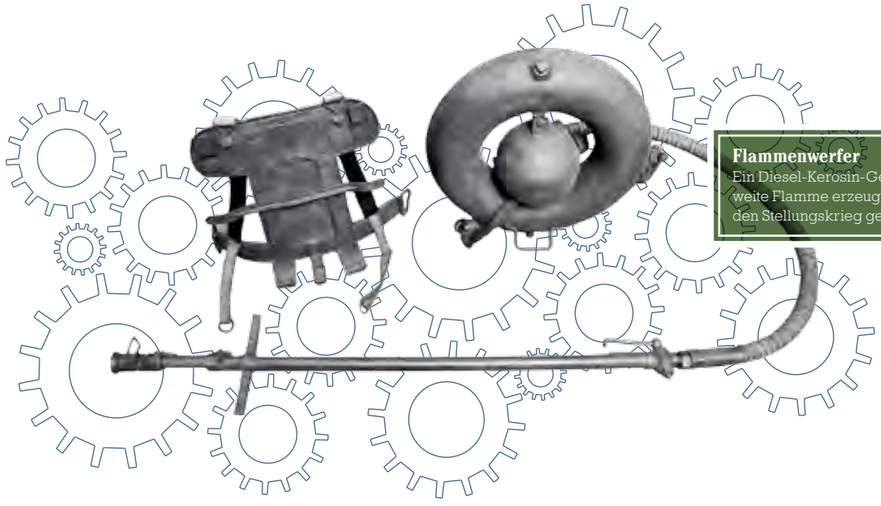
Fokker M.5
Die Vorversion der E.III war das erste Flugzeug mit Synchronisationsgetriebe. Mit dessen Hilfe schoss das MG nach vorne zwischen den Propellerblättern hindurch

Versionen
Der Eindecker wurde während des Ersten Weltkrieges ständig weiterentwickelt. Die E.III war mit einem 100-PS-Motor stark genug, das schwere MG zu tragen



Fokker E.III
Der einsitzige Jäger erreichte eine Flughöhe von etwa 3.000 Metern und eine Geschwindigkeit von 130 Stundenkilometern. Mit einem MG Kaliber 7,92 Millimeter und größerem Tank war die E.III die meistgebaute Variante

Morane-Saulnier L
1915 erbeuteten die Deutschen ein französisches Jagdflugzeug. Die Morane-Saulnier L war Vorbild für die deutsche Fokker-E-Serie



Flammenwerfer
Ein Diesel-Kerosin-Gemisch konnte eine 20 Meter weite Flamme erzeugen. Damit sollte Bewegung in den Stellungskrieg gebracht werden



Gasmaske

Die französische Masque A.R.S. (Appareil Respiratoire Spéciale) war mit zwei Ventilen und einem Dreischichteinsatz ausgerüstet (Baumwolle/Aktivkohle/Aktivkohle-Natronkalk). Im November 1917 kam sie in die Truppe

Bewaffnung

Die Fokker war mit zwei 7,9-Millimeter-08/15-Maschinengewehren ausgestattet



Jagdflugzeug Fokker D.III

Die Fokker D.I bis V waren die ersten Doppeldecker-Jagdflugzeuge der Deutschen. Sie wurden 1915 auf Basis der Eindecker konstruiert und gingen ab Juni 1916 an die Front

Entwicklung

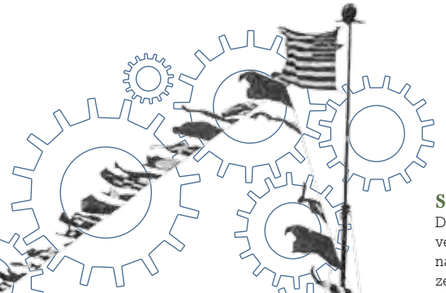
Die D.I und D.II hatten mit nur einem MG zu wenig Feuerkraft. Der verstärkte Rumpf der D.III und 160 PS Leistung ermöglichten die Bewaffnung mit zwei synchronisierten MGs

Einsatz

Die 176 D.III flogen in Kampfeinsitzerkommandos und Fliegerabteilungen. Sie wurden von den überlegenen Albatros D abgelöst. Der bekannteste Fokker-Pilot war Manfred von Richthofen, bevor er auf eine Albatros wechselte

Verluste

Deutsche Uboote versenkten 6.394 gegnerische und auch neutrale Handelsschiffe sowie etwa 100 Kriegsschiffe. 228 der 374 eingesetzten Uboote gingen verloren



SM U9

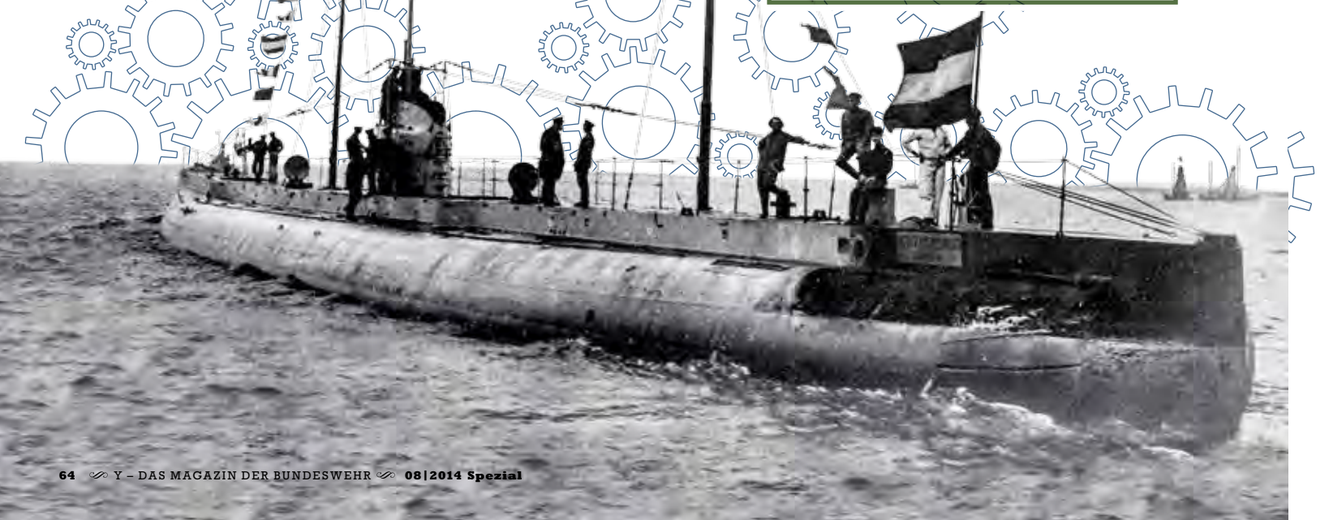
Das petroleum-elektrische Uboot versenkte am 22. September 1914 nacheinander drei britische Panzerkreuzer. 1.500 Männer starben dabei. Das Boot bekam dafür das Eiserne Kreuz verliehen

Anzahl

Zu Kriegsbeginn besaß Großbritannien 76 Uboote, Frankreich 38, das Deutsche Reich 28, Russland 20 und Österreich-Ungarn sechs.

Deutsche Uboote

Zunächst gegen gegnerische Kriegsschiffe eingesetzt, griffen sie bald auch Handelsschiffe an. Aufgrund ihrer Erfolge baute die Kaiserliche Marine die Ubootflotte massiv aus





Bergmann MP18

Die Maschinenpistole wurde für den Grabenkrieg entwickelt. Mit 4,3 Kilogramm Gewicht und einem 9-Millimeter-Kaliber war sie leichter als ein MG und hatte eine höhere Kadenz als andere Gewehre

Fotos: Getty Images/Science & Society Picture Library; picture-alliance/IMAGNO/Archiv; Privat; Wikipedia/Privat; Illustration: Y/KircherBurkhardt

ANZEIGE

KHS
TACTICAL WATCHES

NEU



STRIKER MKII



Mit Silikonband 169,00 Euro*



Mit Natoband 179,00 Euro*

Dual Timer mit analoger und digitaler Zeitanzeige • Multifunktionseinsatzuhr mit Stoppuhr, Alarm und Countdowntimer • C1-Beleuchtungssystem • Edelstahlgehäuse • Gehärtetes Mineralglas • Wasserdichtigkeit bis 10 Bar/100m

Ab sofort lieferbar bei allen KHS-Fachhändlern und in unserem KHS-Onlineshop unter

WWW.KHS.NET | /KHS

*Preise inkl. Mehrwertsteuer. Technische Änderungen, Preisänderungen und Irrtümer vorbehalten.



DIE SPIONIN
Ihre exotischen Tänze machten Mata Hari vor dem Ersten Weltkrieg weltberühmt. Ihre Hinrichtung als Spionin ließ sie zum Mythos werden

DIE WAFFEN DREIER FRAUEN

Während Millionen Männer in den Schützengräben fielen, kämpften die Frauen in der Rüstungsindustrie und der Landwirtschaft. Drei Frauen schrieben Geschichte – im Lazarett, mit der Feder, im Bett. Eine Erzählung in Porträts.

TEXT Marion Starke

So etwas hat man in den Pariser Salons noch nicht gesehen: Eine Gestalt, in Schleier gehüllt, mit funkelnden Augen und dunklem Teint. Mata Hari tanzt anmutig, leidenschaftlich, erotisch. Den Hype um ihre Person erfindet sie selbst. Ihr Vater sei ein hoch angesehener Brahmane, ihre Mutter eine Tempeltänzerin. Alles Lüge. Als vermeintliche Hindu und größte Kurtisane ist sie eine der begehrtesten Frauen ihrer Zeit. Aber Mata Hari ist nur eine Erfindung. Die Erfindung von Mata Hari.
Als Margaretha Geertruida Zelle wird sie 1876 in Leeuwarden, Niederlande geboren. Nach einer gescheiterten Ehe mit dem Kolonialoffizier John MacLeod reist sie 1903 nach Paris. Ihr Ex-Mann kommt seinen Unterhaltsverpflichtungen nicht nach und sie nutzt das einzige Kapital, das ihr noch bleibt – ihre Wirkung auf Männer. Sie arbeitet als Aktmodell, bevor sie als exotische Nackttänzerin Karriere macht. Sie wird Erotik-Modell und Werbe-Ikone, erhält astronomische Gagen und wohnt in den teuersten Hotels in Berlin, Paris und Madrid. Sie hat Affären mit Offizieren und Ministern. Doch ihr Stern beginnt zu sinken. In Europa machen ihr zahlreiche Nachahmerinnen Konkurrenz, die großen Auftritte werden immer seltener. 1914 erhält sie ein gut bezahltes Engagement am Metropol-Theater in Berlin. Doch der Ausbruch des Ersten Weltkrieges beendet die Träume von einem großen Comeback. Die Tänzerin kann nicht zurück nach Frankreich und flieht in die neutralen Niederlande. In ihrer finanziellen Not lässt sie sich vom deutschen Militärgeheimdienst anwerben. Die Agenten hoffen, das Show-Girl werde von englischen und französischen Offizieren Kriegsgeheimnisse erhaschen. Wichtige Informationen erhält sie von ihren Liebhabern allerdings nie. 1916 wird sie auch vom französischen Geheimdienst angeworben. Die Doppelagentin nutzt ihre deutschen Kontakte aus. Doch schon wenige Monate später fängt die Funkstation am Pariser Eifelturm ein Telegramm des deutschen Nachrichtendienstes ab. Mata Hari wird als Spionin H21 enttarnt. Im Frühjahr 1917 wird sie verhaftet, monatelang verhört und wegen Doppelspionage und Hochverrats vom französischen Militärgericht zum Tode verurteilt. Nachweisen kann man ihr nichts, aber das Militär braucht ein Opfer für propagandistische Zwecke. Am 15. Oktober 1917 wird Mata Hari, 41, von einem Erschießungskommando in Schloss Vincennes bei Paris exekutiert. Sie war sicher nicht die mythenumwobene Meisterspionin, aber eine Frau, die versuchte, das Beste aus ihrer Situation zu machen. Schon kurz nach ihrem Tod wurde sie zur Legende. Noch heute liefern ihr Leben und ihr Tod Stoff für Romane und Filme.

Der Tanz ist ein Gedicht und jede seiner Bewegungen ist ein Wort

DIE ENGLISCHE KRANKENSCHWESTER

Edith Louisa Cavell führt im Gegensatz zu Mata Hari ein unauffälliges Leben. Während in den Schützengräben

Foto: Getty Images/Hulton Archive; Illustration: Y/KircherBurkhardt



DER ENGEL
Edith Cavell war englische Krankenschwester. Sie schleuste alliierte Kriegsgefangene aus dem besetzten Belgien in die neutralen Niederlande

☛ getötet und gestorben wird, pflegt Cavell alliierte Soldaten, aber auch deutsche Verwundete, in einem Lazarett des Roten Kreuzes im besetzten Belgien. Sie wird Mitglied einer Untergrundorganisation, die britische, französische und belgische Kriegsgefangene durch die neutralen Niederlande in ihre Heimatländer schleust. Mindestens 200 Soldaten verdanken Cavell die Flucht.
Am 5. August 1915 fliegt die Organisation auf. Gemeinsam mit 34 anderen Fluchthelfern wird sie von den Deutschen verhaftet. Die Anklage: „Verbrechen zum Schaden für die deutschen Streitkräfte", insbesondere wegen der „Zuführung von Mannschaften an den Feind". Trotz des flammenden Plädoyers ihres Brüsseler Anwalts wird Cavell zum Tode verurteilt. Auch die Bemühungen des amerikanischen Botschafters um Begnadigung bleiben erfolglos. Fünf Tage später, am 12. Oktober, wird sie

Der nächste Krieg wird von einer Furchtbarkeit sein wie noch keiner seiner Vorgänger





DIE PAZIFISTIN
Bertha Freifrau von Suttner war eine Vordenkerin moderner Ethik: Sie stritt für Pazifismus, Gleichberechtigung der Frau und Tierschutz

erschossen. Cavell stirbt mit 49 Jahren. Weltweit überschlagen sich die Medien mit Meldungen über ihre Verhaftung, Verurteilung und Hinrichtung. Deutschland wird Barbarei vorgeworfen. Die Welle der Empörung ist Wasser auf die Mühlen der britischen Propaganda im Ersten Weltkrieg. Die deutsche Seite bezeichnet die Hinrichtung Cavells im Nachhinein zwar als schweren politischen Fehler, beharrt aber darauf, dass sie juristisch einwandfrei gewesen sei. Inzwischen zweifeln Juristen die Rechtmäßigkeit des Urteils an. Ihr Tod macht sie unsterblich: In Großbritannien und Frankreich werden Straßen, Schulen und Hospitäler nach ihr benannt.

SCHÖNE KLEIDER, PORZELLAN und Schmuck: Bertha Gräfin Kinsky von Wchinitz und Tettau teilt die Zuckerwatteträume ihrer Mutter. Aber daraus wird nichts. Nachdem die Mutter das Erbe ihres verstorbenen Mannes verspielt, tritt Bertha im Sommer 1873 eine Anstellung als Erzieherin in Wien bei Baron von Suttner an. Sie ist gebildet, spricht fließend Englisch, Italienisch und Französisch. Als sie seinen deutlich jüngeren Sohn Arthur kennenlernt, verliebt sie sich. Doch die Beziehung wird verboten, das Arbeitsverhältnis beendet.
Mit 33 Jahren, unverheiratet und mittellos, macht sie sich 1876 auf den Weg nach Paris, um als Sekretärin und Hausdame bei Alfred Nobel zu arbeiten, mit dem sie eine lebenslange Brieffreundschaft unterhalten wird. Als sie wenig später einen Liebesbrief von Arthur von Suttner erhält, kehrt sie nach Wien zurück. Das Paar heiratet heimlich, wird verstoßen, flüchtet in den Kaukasus. Neun Jahre schlägt sich das Paar durch, mal als Journalisten, mal als Lehrer. Zurück in Österreich, beginnt sie ihre Schriftstellerkarriere. Bertha von Suttner, die als Kind von Kriegen hört – wie den Kämpfen 1859 in Oberitalien – und an den Heldenmut und die Opferbereitschaft patriotischer Männer glaubt, liest inzwischen mit Schrecken und Abscheu von den Gemetzeln. Sie entschließt sich, etwas zu tun – sie wird Schriftstellerin. Bald ist sie die prominenteste politische Autorin ihrer Zeit. Sie kämpft gegen das Ideal des Kriegshelden, gegen die Unterdrückung der Frau, gegen den Antisemitismus. Sie glaubt an Veränderung – für den Einzelnen und das Volk.
1889 erscheint Bertha von Suttners programmatischer Roman „Die Waffen nieder!", der ihr auf einen Schlag zu Ruhm verhilft. Er handelt von einer Frau, die durch den Krieg alles verliert. Bis 1905 erscheint das Buch in 37 Auflagen und wird in 16 Sprachen übersetzt. Die glühende Pazifistin reist um die Welt, klärt in Vorträgen und auf Kongressen über den Irrsinn des Krieges auf – und wirbt für die friedliche Lösung von Konflikten unter den Völkern. Ihre Arbeit inspirierte Alfred Nobel, den Friedensnobelpreis zu stiften, den sie 1905 als erste Frau verliehen bekommt. Sie, die Schriftstellerin und Friedenskämpferin, wird für ihr Lebenswerk gefeiert.
Sieben Tage vor der Ermordung des österreichischen Thronfolgers in Sarajewo, am 21. Juni 1914, stirbt Bertha von Suttner mit 71 Jahren. Ihr berühmter Ruf „Die Waffen nieder!" verhallt wirkungslos in der nationalistischen Stimmung, die Europa erfasst hat. Der Erste Weltkrieg beginnt.

BEWEGUNG

RECHTLOS
Frauen im Deutschen Kaiserreich hatten, wie auch in den anderen westeuropäischen Ländern, weder Wahlrecht noch waren sie politisch den Männern gleichgestellt. Zivilrechtlich standen sie auf einer Stufe mit Kindern und standen lebenslang unter der Vormundschaft von Ehemann oder Vater.

KAMPF
Mitglieder der ersten Frauenrechtsbewegung kämpften gegen erheblichen gesellschaftlichen Widerstand für das Recht auf Gleichstellung, das Recht auf Erwerbsarbeit, das Recht auf Bildung und das Wahlrecht.

PAZIFISMUS
Der frühe Feminismus war eng mit dem Pazifismus verbunden. Die deutsche Frauenrechtlerin Anita Augspurg prangerte schon 1900 den Krieg als „Kulminationspunkt männlicher Raff- und Zerstörungswut" an. 1915 tagten die europäischen Pazifistinnen in Den Haag. Sie protestierten gegen den Krieg und forderten sofortige Friedensverhandlungen. Obwohl nicht sofort erfolgreich, flossen ihre Ideen doch in den Friedensplan der USA von 1917 ein.

Fotos: Getty Images/Universal History Archive; picture-alliance/IMAGNO/Austri; Illustration: Y/KircherBurkhardt (2)

BIS ZUM SCHLUSS GELOGEN

Die Propaganda der Kriegsparteien leistete ganze Arbeit. In Deutschland täuscht sie die Bevölkerung bis Kriegsende über die katastrophale Lage an der Front hinweg. Briten und Franzosen pflegen dagegen das Bild des barbarischen deutschen Soldaten.

TEXT Arnulf Scriba



Kriegsfreiwillige in Berlin posieren begeistert für den Fotografen





OBEN: Das deutsche Propaganda-Poster gibt England die Schuld an allen Problemen im Kaiserreich während des Krieges

LINKS: Symbole der Geschlossenheit gab es auch auf der anderen Seite. Ein britisches Plakat macht den Standpunkt klar

Das erste Opfer des Krieges ist die Wahrheit", lautet die Einsicht des griechischen Tragödiendichters Aischylos (525–456 v.Chr.) Dass Objektivität und Ausgewogenheit den eigenen Interessen oft zuwider laufen, gilt auch für die kriegerischen Auseinandersetzungen des 19. wie des 20. Jahrhunderts – und so ist es bis heute geblieben. Wenn das vermeintliche Wohl und die Zukunft des Staates auf dem Spiel stehen, ist es das Ziel jeder Regierung, den Fluss unabhängiger Informationen so weit es geht zu unterbinden und eine geschlossene Meinungsfront aufzubauen. Sie will so einen möglichst großen Teil der Bevölkerung hinter sich vereinen und Zustimmung für das eigene Handeln erhalten. Gleichzeitig gilt es, die Bevölkerung zu mobilisieren und keinen Zweifel an der Richtigkeit der Entscheidungen und am glücklichen Ausgang des Konfliktes aufkommen zu lassen. Und so waren auch in den Jahren von 1914 bis 1918 Desinformationen und gezielte Falschmeldungen mediale Begleiterscheinungen des Krieges. Dazu kam eine riesige Anzahl von propagandistischen Publikationen mit Aufrufen zur nationalen Geschlossenheit.

ALS DER ERSTE WELTKRIEG für Deutschland am 1. August begann, waren es junge Männer und Jugendliche, die unter dem Absingen patriotischer Lieder große Aufmerksamkeit auf sich zogen: Fotografien zeigen sie freudestrahlend und Hüte schwenkend auf den Straßen. Schon bald darauf wurden diese Umzüge in Artikeln und Büchern als Beweis für eine umfassende Kriegsbegeisterung herangezogen. Doch Begeisterung für den Krieg hegten tatsächlich bei Weitem nicht alle Deutschen. Es gibt keine Fotografien von den Millionen Frauen und Männern, die sorgenvoll in die Zukunft blickten. Es herrschte keine Freude über den Krieg, aber die meisten Männer waren bereit, für das Vaterland in den Kampf zu ziehen. Wie in den anderen kriegsbeteiligten Staaten überwog auch in Deutschland die Überzeugung, einen Kampf zur Verteidigung der Heimat und der eigenen Kultur führen zu müssen. Aufgrund des erfolgreichen deutschen Vormarsches im Westen nahm die Siegeseuphorie schnell zu. Schnell schwoll die Flut von Postkarten an, die den Feind lächerlich machten. Sie steigerten die Illusion, für die überlegene deutsche Armee sei es ein Leichtes, den Sieg zu erringen. Gleichzeitig waren in Theatern patriotische ☛

Begeisterung für den Krieg hegten tasächlich bei Weitem nicht alle Deutschen

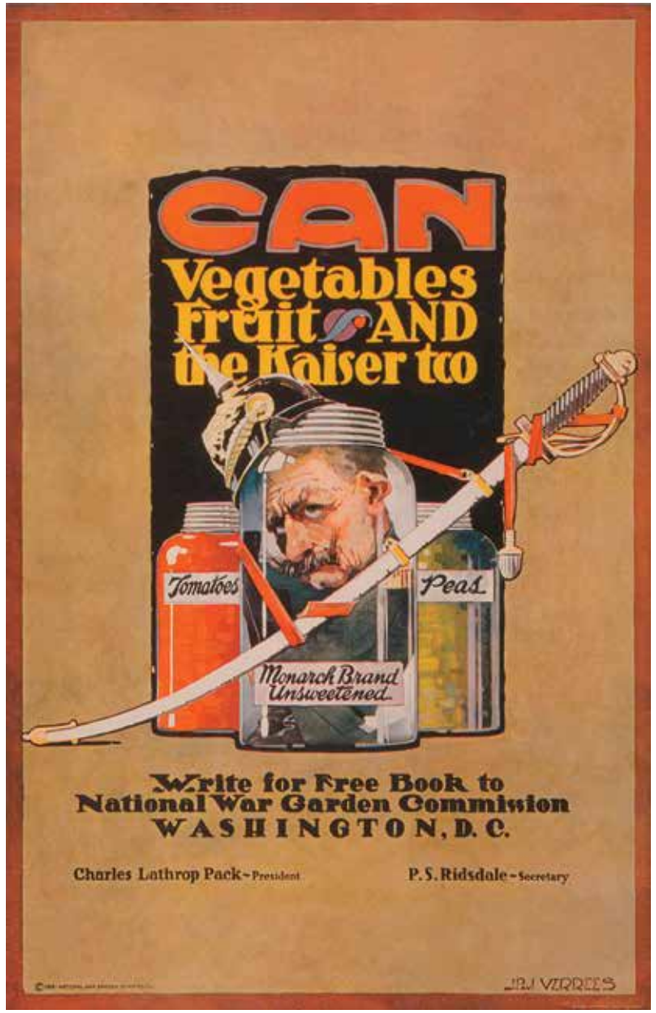
Fotos: picture-alliance/akg-images; Getty Images/Popperfoto; picture-alliance/Mary Evans Pi

Es gab eine Flut von Postkarten, die den Feind lächerlich machten

☛ Lustspiele große Publikumserfolge, die mit Komik den nationalen Aufbruch und den Abmarsch der Soldaten an die Front zum Hauptthema hatten. Ab Frühjahr 1915 wurden sie jedoch zunehmend durch vollkommen unmilitärische Unterhaltsstücke ersetzt, nachdem der Schrecken des realen Krieges durch Berichte von der Front Einzug in die heimatlichen Stuben gehalten hatte.

DEN MEISTEN DEUTSCHEN dienten die Appelle zur nationalen Geschlossenheit und zur radikalen Abgrenzung gegenüber den feindlichen Nationen als identitätsstiftende Orientierung in stürmischer Zeit. Im Zuge einer regelrechten „Verdeutschungskampagne" erschienen Wörterbücher mit entsprechenden Synonymen: So sollte sich zum Beispiel nicht mehr mit „Adieu", sondern mit „Auf Wiedersehen" verabschiedet werden. Viele Geschäfte änderten ihren Namen, alles Ausländische galt schnell als antinational. Das vielbesuchte „Café Windsor" in Berlin nannte sich in „Kaffee Winzer" um, das „Picadilly Café" in „Kaffeehaus Vaterland". In der patriotischen Aufbruchstimmung der ersten Kriegswochen bedurfte es keiner staatlichen Beeinflussung oder behördlichen Steuerung, um die Bevölkerung zu mobilisieren. In der zunächst von privater Seite betriebenen Propaganda haben viele Geschäftemacher auf schnellen Gewinn spekuliert, andere haben die entsprechenden Postkarten und Alltagsgegenstände als ihren Beitrag zur Stärkung der Kriegsmoral angesehen.
Im Spätsommer 1914 wurde mit General Paul von Hindenburg der erste deutsche „Kriegsheld" geboren: Nach Erfolgen über zwei in Ostpreußen eingefallene Armeen hatte er den „russischen Bären zur Strecke gebracht". Schnell entwickelte sich um ihn als „Befreier des Ostens" ein beispielloser Personenkult. Hindenburg wirkte allem Anschein nach nervenstark in sich ruhend. Er verkörperte die Sehnsüchte der Deutschen nach individuellem Heldentum und einer führungsstarken Identifikationsfigur, die ihnen das Gefühl von Sicherheit und das Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang des Krieges vermittelte. Nicht aus staatlich gelenkter Propaganda, sondern aus einem Volksgefühl heraus erwuchs Hindenburg zum Symbol der nationalen Einheit und des Sieges. Weite Teile der Bevölkerung hatten große Angst vor russischen „Kosakenhorden". Nachdem Plünderungen von russischen Soldaten in Ostpreußen bekannt wurden, schürte die Presse die Furcht vor den „asiatischen Mordbrennern" weiter. In der deutschen Bildpropaganda erschienen die Russen als zerlumpte und betrunkene Soldaten: Für die deutsche Armee seien solch ausgemergelte Kerle doch kein ernsthafter Gegner, so die unmissverständliche Aussage.

Im Gegensatz dazu war die gegnerische Propaganda von unverhohlen brutalen antideutschen Feindbildern durchsetzt – und sie war damit in ihrer Wirkung auf die eigene Bevölkerung wie auf die neutralen Staaten sehr viel erfolgreicher, als die fast harmlos und bieder erscheinende deutsche Propaganda, die bis Kriegsende 1918 auf Gräuelmotive verzichtete. Den Alliierten bot der völkerrechtswidrige deutsche Einmarsch in das neutrale Belgien mit der Ermordung von über 6.500 Zivilisten und der willkürlichen Zerstörung von Dörfern und Städten genügend Anlass, das Bild des deutschen Soldaten als mordenden Barbaren oder vergewaltigende Bestie zu zeichnen. So lauert „der Hunne", seine Hände und das ☛



OBEN: Der Kaiser im Einmachglas ist eine Propaganda-Idee der National War Garden Commission, einer Organisation, die in den USA den Anbau von Lebensmitteln im heimischen Garten fördert

RECHTS: Australischer Kriegsfotograf bei der Arbeit



Fotos: picture-alliance/akg-images; picture-alliance/Mary Evans Pi (2); picture-alliance/Berliner Verlag/Archiv; privat





OBEN: Auf dieser deutschen Propagandapostkarte stehen Kaiser Wilhelm II. und Generalfeldmarschall Hindenburg in Felduniform Seite an Seite

UNTEN: Passanten lesen in einer ausgehängten Extra-Ausgabe der „Deutschen Tageszeitung" vom 1. August 1914. Thema ist die Verkündung der Mobilmachung aller deutschen Streitkräfte durch den Kaiser

2 FRAGEN AN KERSTIN HERLT



Kerstin Herlt, Verband der Europäischen Filmarchive und Kinematheken.

Welche Rolle spielte der Film für die Propaganda?
Ein Film kann große emotionale Wirkung auf die Zuschauer ausüben, er kann verstören, faszinieren. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges fällt mit dem Aufstieg des Films zum wirkungsmächtigsten Medium zusammen. Zum ersten Mal übernehmen Staaten, mal direkt, mal indirekt, die Kontrolle über die Filmproduktion und setzen sie systematisch für Propagandazwecke ein.

Welche Bedeutung hatte der Krieg für die Entwicklung des Mediums?
Der erste Weltkrieg ist der erste Medienkrieg. In Deutschland beispielsweise gründete die Oberste Heeresleitung 1917 das Bild-und Filmamt (BUFA), das das Publikum daheim und die Frontkinos mit Dokumentarfilmen und Kriegs-Wochenschauen versorgte. Im gleichen Jahr wird die Universum Film AG (UFA) gegründet, die ihre Propaganda in Unterhaltungsfilme verpackte.

MEDIEN IM KRIEGSEINSATZ

ZEITUNGEN
Vor dem Ersten Weltkrieg gab es etwa 4.000 deutsche Zeitungen. Die Pressefreiheit wurde nach Kriegsbeginn aufgehoben und die Zensur eingeführt. Damit war die Bevölkerung den Denkvorgaben der Propagandastrategen ausgeliefert.

POSTKARTEN
Massenmedien waren Zeitungen, Zeitschriften, Bücher – und Postkarten. Ohnehin schon beliebt, avancierten Postkarten zum Propagandamittel, mit dem sich patriotische Inhalte verbreiten ließen. Sie konnten kostenlos verschickt werden.

THEATER
In Wien und Berlin gab es die Patriotische Operette. Komponisten wie Paul Lincke und die Strauß-Dynastie schrieben Stücke, die den Soldaten als schneidigen Held in den Mittelpunkt stellten. Sie erreichten damit ein Massenpublikum.

FILM
Gegen Ende des Krieges gab es transportable Kameras, die sogar auf Flugzeuge montiert wurden. Die Wochenschau als Nachrichtenformat etablierte sich. Filmproduktionen aus den verschiedenen Ländern tauschten ihre Bilder aus.

Bajonett triefend vom Blut der Getöteten, an der Küste auf sein nächstes Opfer. Solch reißerische Feindbilder und angsteinflößende Visionen von einer deutschen Herrschaft über Europa hatten zum Ziel, den Kriegswillen gegen das Deutsche Reich zu stärken.

DIE MORAL der eigenen Bevölkerung durfte keinesfalls durch negative Informationen von der Front untergraben werden. Dafür sorgte die Zensur. Über Deutschland war mit Kriegsbeginn der Belagerungszustand verhängt worden, damit ging die Zensurgewalt in militärische Hände über. Davon betroffen waren in erster Linie die Zeitungen, die vor 100 Jahren die mit Abstand wichtigste Informationsquelle waren. Das Hauptaugenmerk der Zensoren lag auf dem militärischen Bereich, um für den Feind womöglich interessante Nachrichten über Truppenbewegungen oder -stärke zu unterbinden. Berichte über das Kriegsgeschehen waren ebenfalls strikter Kontrolle unterworfen: Nachrichten über fehlgeschlagene Offensiven der eigenen Armee oder Erfolge des Gegners suchte man vergebens, die Meldungen von der Front waren stets positiv besetzt. Trotzdem nahm die Kriegsmüdigkeit in Deutschland seit 1916 spürbar zu: Die Bereitschaft, Hunger und Entbehrungen in Kauf zu nehmen, war durch das Ausbleiben militärischer Erfolge gesunken. Die staatliche Propaganda versuchte deshalb immer öfter, an den Durchhaltewillen der Bevölkerung zu appellieren. In den Verlautbarungen der verschiedenen Propagandaabteilungen von Kriegs- und Innenministerium, vom Generalstab, Auswärtigen Amt und anderen Stellen versprach jede neue Offensive die letzte zu sein, die sicher zum Sieg führe. Ein koordinierendes Propagandaministerium gab es zu dem Zeitpunkt in Deutschland nicht.

Es entstand der Typus eines neuen Helden: der namenlose Frontsoldat

Aus der Anonymität des modernen industrialisierten Krieges konnten kaum mehr einzelne erfolgreiche Schlachtenlenker emporsteigen. Daher entstand der Typus eines neuen Helden: der namenlose Frontsoldat. Kein Bildnis verkörpert dessen Entschlossenheit und Siegeszuversicht so eindrucksvoll wie der 1917 entworfene Krieger, der die Stacheldrahtbarriere überwunden hat. Sein mit festem Blick hervorgebrachter Appell „Helft uns siegen!“ sollte die Verbindung von Front und Heimat stärken und die kriegsmüde Bevölkerung zum Kauf von Kriegsanleihen animieren. Er symbolisierte den Sohn oder Ehemann an der Front, für dessen möglichst baldige Heimkehr noch einmal ein finanzielles Opfer erbracht wurde – oder dessen Tod auf dem Schlachtfeld nicht umsonst gewesen sein sollte. Keine Propagandamaßnahme konnte jedoch verhindern, dass 1918 immer mehr Deutsche den Frieden herbeisehnten, auch wenn dieser kein glorreicher Triumph mehr sein konnte. Die Propaganda hatte aber bewirkt, dass kaum ein Deutscher tatsächlich an eine Niederlage glaubte. Das Eingeständnis der militärischen Niederlage durch die Oberste Heeresleitung im Herbst 1918 traf Millionen Deutsche wie ein Schlag, denn noch immer stand das deutsche Heer tief im Feindesland. Für einen Großteil der Deutschen war dies die bittere Erkenntnis, von offizieller Seite über die wahre Lage an der Front belogen worden zu sein.







OBEN: Feldpostkarten zeigen romantische Motive und glorifizieren den Heldentod deutscher Soldaten

LINKS: „Herunter mit den Masken? – Bitte sehr!“ titelt die satirische Wochenzeitung „La Baionette“ aus Frankreich. So steckt hinter der Maske von Wilhelm II. der Tod in deutscher Uniform

Fotos: Library of Congress; Stadtarchiv Nördlingen/Fotosammlungen; picture-alliance/ZB/Stefan Sauer; Illustration: László Nagy



18. November 1914



Ich wurde vor zwei Tagen verwundet. Mein linkes Bein ist schwer getroffen. Ich soll ins Feldlazarett transportiert werden, muss wohl mit einer Amputierung rechnen. Habe sehr grosse Schmerzen. Mich traf ein Granatsplitter. Das Biest hätte sich gar nicht hierher verirren dürfen, sagt mein Zugführer. Die Unterstände sind so gebaut, dass wir eigentlich geschützt sind. Als ich Meldung machen wollte, meinen Platz verliess und zum Kompaniechef ging, ist es passiert.

Zuerst gab es das übliche Krachen und Pfeifen, dann ein Bersten, dann Geschrei und Durcheinander. Ein Schlag riss mir die Beine weg, ich verstand gar nicht, warum. Ich lag am Boden, über mir drehte sich der graue Himmel, auf einmal gerahmt von Gesichtern. „Den Sanitäter, schnell!", rief eine Stimme. Sie zerrten an meinen Händen und Armen. Nun erst überkam mich ein mächtiger Schmerz, und ich muss wohl ein ums andere Mal die Besinnung verloren haben. Immer, wenn ich wieder in den Schmerz auftauchte,

Foto: Lost and Taken; Illustration: Y/Kircher/Burkhardt (@); Text: Reiner Schweinfurth

sprach jemand mit mir, langsam und leise. „Nicht bewegen. Gleich ist alles gut. Nicht bewegen." Viel half das nicht. Ich fühlte Mut und Stärke schwinden.

Nun schöpfe ich langsam wieder Hoffnung. Auch habe ich auf eine bange Frage Antwort gefunden. Wird Lotte mich noch wollen, wenn ich versehrt in die Heimat zurückkehre? Ich bin mir sicher, sie hat ein reines Herz. Sie wird mich weiter lieben.

21. November 1914

Sehr geehrter, gnädiger Herr,

Schmerzlich bewegt erfülle ich die traurige Pflicht und teile Ihnen mit, daß Ihr lieber Sohn Hans, unser tapferer Kamerad, am 19.11. kurz nach 7 Uhr abends, durch seine schwere Verwundung den Heldentod fand. Trotz seiner Jugend hat er mit Hingabe, Pflichtbewußtsein und vorbildlicher Tapferkeit bis zuletzt dem Vaterlande gedient.

Das Regiment und die Mannschaften der 3. Kompanie beklagen tief den Verlust dieses tüchtigen Soldaten. Die Kameraden mußten ihn an Ort und Stelle südwestlich von Ailles (Aisne) zur letzten Ruhe betten. Seien Sie unserer allerherzlichsten Teilnahme versichert.

Voller Ergriffenheit.

Hoffmann

Langemarck

Die jungen Kerle stürmten die Kasernen wie im Rausch, um Soldaten zu werden. An der Front rannten sie „wie Besoffene“ – so ein belgischer Beobachter – in ihr Verhängnis. Später wurden sie zu Helden verklärt. Eine Reportage aus Flandern.

BLIND INS FEUER

TEXT Agnes Fuchsloch

Dichter Nebel bedeckt am Morgen des 10. November 1914 die sumpfige Landschaft im Nordwesten Flanderns. Hinter den völlig erschöpften Soldaten des Reserve-Infanterie-Regiments 202 liegt die dritte Nacht, in der sie Gräben in die Lehmerde geschaufelt haben, um sich den gegnerischen britischen und französischen Truppen zu nähern. In der Nacht noch hat sie der Befehl für den anbrechenden Tag erreicht: „Der Feind, der seine bisherigen Stellungen noch immer zäh verteidigt, soll durch gemeinsamen, von Norden und Süden umfassenden Angriff der 4. und 6. Armee geworfen werden. Jeder Mann […] muß wissen, daß von ihm bei diesem Angriff das Höchste erwartet wird.“ Was das „Höchste“ sein sollte, das konnten die Soldaten nach den wenigen Tagen an der Front bereits ahnen.

In einer Kleinstadt fallen Schüsse aus dem Hinterhalt

12. Oktober 1914: Abfahrt in Döberitz bei Berlin. Seit über zwei Monaten herrscht Krieg, doch die Soldaten des Regiments 202 warten seit Wochen in der Kaserne auf ihren Einsatz. Der schnelle Sieg, den das Deutsche Reich in Frankreich erzielen wollte, hat sich zu diesem Zeitpunkt bereits als unmöglich erwiesen. Auf eine jahrelange Materialschlacht, wie sie sich nun abzeichnet, ist das Heer nicht vorbereitet. Noch im August wird die Aufstellung vier neuer Armeekorps befohlen, die für den Angriff an der nördlichen Westfront in Flandern vorgesehen sind. Ihr Einsatz soll nicht weniger als die Entscheidung des Krieges an diesem noch unbefestigten Frontabschnitt bringen. Die Soldaten der Korps werden zu großen Teilen aus Kriegsfreiwilligen rekrutiert. Schätzungsweise 180.000 von ihnen melden sich im August 1914 bei der Armee; das rund 2.500 Mann fassende Reserve-Infanterie-Regiment 202 nimmt 1.776 Freiwillige auf. Die meisten sind noch jung, viele kommen von der Schule oder der Universität und stammen aus bürgerlichem Milieu. Hier herrscht der größte soziale Druck, das viel beschworene „Vaterland“ tatkräftig zu verteidigen, hier herrscht auch die größte Begeisterung für den neuartigen Krieg. Männer stehen also in Massen zur Verfügung, umso mehr mangelt es den Befehlshabern an Ausrüstung und erfahrenen Ausbildern für die neuen Truppen. Waffen und Schanzzeug zum Üben sind nicht in ausreichender Zahl vorhanden, oft wird stattdessen stundenlang exerziert: Grundstellung, Wendung, Grüßen mit und ohne Kopfbedeckung. Nach dieser völlig unzureichenden Vorbereitung geht es los an die Front: Es herrscht „feierliche Freudigkeit“, so berichtet ein Freiwilliger des Regiments.

14. OKTOBER 1914: Nach der Ankunft in Belgien folgt der Abmarsch ins Unbekannte. Sind die Soldaten auf das gefasst, was sie auf den Schlachtfeldern des ersten industrialisierten Krieges erwartet? Wohl kaum. Ihre Vorstellungen vom Krieg sind überwiegend von heroischen Erzählungen geprägt, noch fühlen sich die meisten unverwundbar. Krieg? Dieses Wort versinnbildlicht für viele der Männer nicht mehr als ein kurzes Abenteuer. Fronteinsatz? Die patriotische Pflicht, eine neue Erfahrung, die Möglichkeit der persönlichen Entfaltung. Erst hier, hinter der Grenze zum Deutschen Reich, sehen die Soldaten die ersten Spuren der Kriegsrealität: Ganze Landstriche und Dörfer sind zerstört, der Weg ist von dunkelroten Lachen getrockneten Blutes gesäumt.
19. Oktober 1914: Beim Marsch durch eine belgische Kleinstadt fallen Schüsse aus dem Hinterhalt. Zwei Männer, gerade 18 und 19 Jahre alt, sind tödlich getroffen; der Krieg ist in den eigenen Reihen angekommen. Auf Schock

Fotos: Stadtarchiv Nördlingen/Fotosammlungen (22); Illustration: Y/KircherBurkhardt; Montage: Y/KircherBurkhardt





Unsere Collage zeigt Porträts junger Soldaten aus Nördlingen, die im Laufe des Krieges an allen Fronten fielen

WORUM GING'S?

WETTLAUF ZUM MEER

Nach dem Scheitern des Schlieffen-Plans mit der Schlacht an der Marne und der Erstarrung der Fronten an der Aisne, versuchten beide Seiten die gegnerischen Flanken im Norden zu umfassen. Der Wettlauf endete Mitte Oktober 1914 mit dem Erreichen der Kanalküste, ohne dass ein entscheidender Durchburch gelang.

ERSTE FLANDERNSCHLACHT

Nach Erreichen der Kanalküste wollte der deutsche Generalstab durch einen Angriff der 4. Armee in Flandern das Britische Expeditionskorps von seinen Nachschubhäfen abschneiden. Die 4. Armee unter Generaloberst Albrecht Herzog von Württemberg bestand allerdings ausschließlich aus mangelhaft ausgebildeten und ausgerüsteten Reserve-Verbänden. Nach rund einem Monat endete die Schlacht, ohne dass die Deutschen ihre Ziele erreichen konnten. Die gesamte Westfront war zum Stellungskrieg erstarrt.

VERLUSTE

Die Deutschen verloren etwa 100.000 Soldaten – als Gefallene, Verwundete oder Gefangene. Die Verluste der Alliierten lagen mit rund 58.000 Franzosen, 20.000 Belgiern und 50.000 Briten darüber. Die großen Verluste der British Expeditionary Army wurden später durch Freiwilligen-Verbände der New Army ausgeglichen.

Fotos: Stadtarchiv Nördlingen/Fotosammlungen (20); Illustration: Y/KircherBurkhardt; Montage: Y/KircherBurkhardt

☛ und Bestürzung folgt brutale Vergeltung: Die Soldaten richten belgische Zivilisten hin und setzen das Gebäude, aus dem die Schüsse kamen, in Brand. Danach wird weitermarschiert, mit voller Ausrüstung unter der brütenden Sonne. Bis zu 30 Kilometer am Tag muss das Regiment zurücklegen. Da die Versorgung stockt, stillen die Männer ihren quälenden Hunger mit schwer verdaulichen Rüben, die auf den Feldern ringsum wachsen.

20. Oktober: Die Truppe nähert sich der Front. Hinter Gutshöfen, Pappelreihen und satten Feldern donnern die Geschütze. Immer wieder werden die Männer beschossen. Tiefe Wassergräben und dichte Hecken bieten den gegnerischen Soldaten Deckung. Die Unsichtbarkeit der Schützen verbreitet nackte Angst. An diesem Tag beginnt eine Reihe von blutigen Offensiven, die als Erste Flandernschlacht in die Geschichte eingehen. Ungeschützt stürmen die Soldaten immer wieder über offenes Gelände in gegnerisches Maschinengewehrfeuer. „Sie kamen aufrecht, völlig ungedeckt, in ihren ordentlichen Uniformen, mit den Pickelhauben, mit Gewehr und Bajonett […] Und man konnte gar nicht anders, als sie abknallen! Es waren so viele! Man hielt einfach rein", berichtet ein Soldat der britischen Armee. Die Unerfahrenheit und fehlende Vorbereitung rächt sich tödlich: Die deutschen Artilleristen haben keine Verbindung zur Infanterie und schießen häufig blind in die eigenen Reihen.

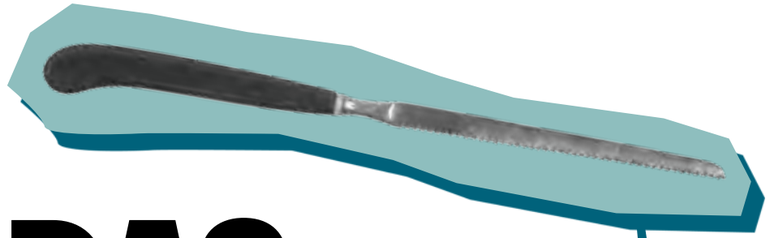
Bis zum Abend des 9. November zählt das rund 2.500 Mann starke Reserve-Infanterie-Regiment 202 bereits 238 Tote und Schwerstverwundete. Das Schaufeln von Gräbern ist ebenso alltäglich geworden wie das Ausheben von Schützengräben, als in der Nacht des 10. November 1914 schließlich der Befehl zum vierten Sturm auf die Stadt Diksmuide erfolgt. Hier wird der Hauptangriff erfolgen, während zeitgleich ein weiteres Reservekorps beim 15 Kilometer südlich gelegenen Langemarck durch die gegnerischen Linien brechen soll. Tatsächlich kann Diksmuide an diesem 10. November erobert werden – 119 Männer aus dem Regiment 202 kostet der kleine Triumph das Leben. Bei den Kämpfen am gesamten Frontabschnitt sind bis zu diesem Zeitpunkt bereits 80.000 bis 100.000 deutsche Soldaten gefallen, verwundet oder gefangen genommen worden.

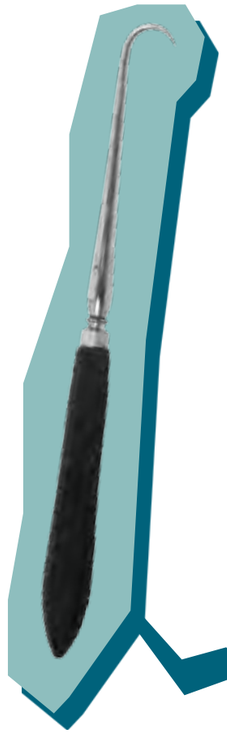
IM HEERESBERICHT vom Folgetag klingt das Debakel so: „Am Yserabschnitt machten wir gestern gute Fortschritte. Diksmuide wurde erstürmt. Mehr als 500 Gefangene und neun Maschinengewehre fielen in unsere Hände. Weiter südlich drangen unsere Truppen über den Kanal vor. Westlich von Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesange ‚Deutschland, Deutschland über alles' gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie." So versuchte die Oberste Heeresleitung das desaströse Ergebnis der von ihr befohlenen Offensive zu vertuschen. Weder waren die Soldaten alle jung, noch waren sie überhaupt noch im Stande, völlig erschöpft im Sturm das Deutschlandlied zu singen. Dennoch sollte diese Vorstellung später den Kult begründen, der sich um die „jungen Regimenter" bereits während des Krieges entwickelte. Mit dem Mythos einer heldenhaften Jugend, die mit Begeisterung für das Deutsche Reich in den Tod marschierte, wurde die Sinnlosigkeit ihres Sterbens zu einem moralischen Sieg verklärt.

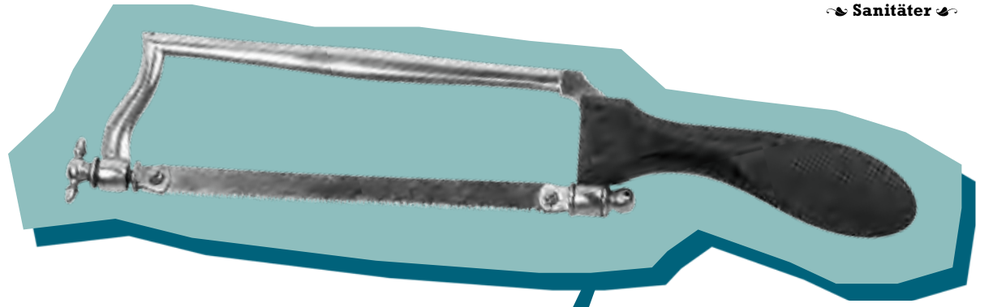
Bis zu 100.000 deutsche Soldaten waren tot, verwundet oder gefangen

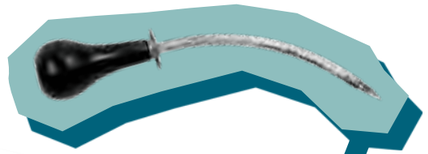
Das Medizinhistorische Museum der Berliner Charité bietet einen Überblick über 300 Jahre Medizingeschichte: www.bmm-charite.de



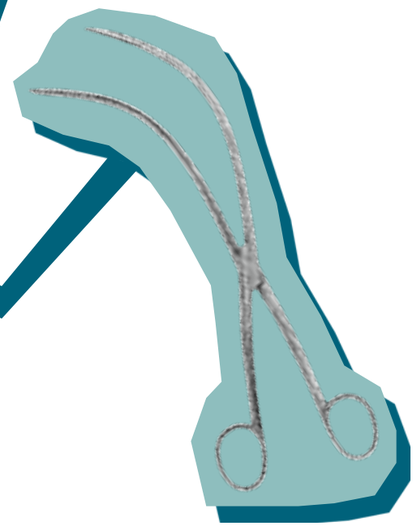








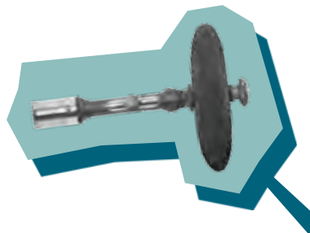




DAS MESSER AN DER WUNDE

Ein funktionierender Sanitätsdienst und eine medizinische Versorgung auf dem Stand der Wissenschaft sind heute selbstverständlich. Wie ist das im Ersten Weltkrieg?

TEXT Jan Marberg, Ralf Vollmuth



Keimfreies Operieren ist noch neu – Infektionen sind ein großes Risiko



Der Bewegungskrieg an der Westfront 1914 geht sehr schnell in einen Stellungskrieg über. Die Soldaten leiden unter dem ständigen Beschuss und den schlechten Lebensbedingungen: Mangelernährung, miserable hygienische Verhältnisse, Schlafmangel, Wettereinflüsse, Zusammenleben auf engstem Raum, Ungeziefer. Diese Umstände wirken sich auf die Widerstandsfähigkeit und die körperliche sowie seelische Gesundheit der Soldaten aus.

DIE BESONDERE FORM des Stellungskrieges bestimmt aber außerdem die Art, das Ausmaß und die Häufigkeit der Verletzungen. Recht gut geschützt ist in den Stellungen meist der untere Teil des Körpers. Oberkörper und Brust, die Arme und insbesondere der Kopf- und Halsbereich sind hingegen für Schuss- und Splitterverletzungen besonders anfällig. Nach dem „Sanitätsbericht über das Deutsche Heer im Weltkriege 1914/1918“ stirbt beispielsweise fast die Hälfte der Gefallenen an Kopfverletzungen. Die weiterentwickelte Waffentechnik tut ihr Übriges: Die neuen Maschinengewehre geben dem Einzelschützen eine nie dagewesene Feuerkraft. Moderne Infanteriegewehre mit mehreren Patronen im Magazin ermöglichen hohe Schussfolgen und sind auf hunderte Meter zielgenau. Handgranaten sind im Grabenkrieg als Nahkampfwaffen von hohem Wert. Und mit der übermächtigen Artillerie werden kilometerweit Schrapnellgeschosse, mit Stahlkugeln gefüllte Streubomben, und vor allem

„Der heilige Krieg bricht an. Schart Euch als Krieger um die Fahnen, als Helfer um das Rote Kreuz!“

„MÜNCHNER MEDIZINISCHE WOCHENSCHRIFT“ am 18. August 1914

Fotos: Bundeswehr/Jana Neumann (8); picture-alliance/K.K. Kriegspressequartier, Licht



In besser ausgestatteten Kriegslazaretten im Hinterland werden die Verwundeten weiterbehandelt



Verwundete warten auf dem Bahnhof von Cambrai auf ihren Weitertransport



Deutsche Sanitätssoldaten versorgen ihren Kameraden nach Kämpfen an der Westfront



„Nackte, Verwundete, durch-eiternde Verbände hängen wie Guirlanden von ihren Schultern“

WILHELM KLEMM, OBERARZT, 1914

Sprenggranaten verschossen. Die Splitter verursachen schreckliche Risswunden, zertrümmern Knochen, verursachen Verstümmelungen. Selbst kleinste Splitter können verheerende Folgen haben, weil anhaftender Schmutz und in die Wunde eingedrungende Teile der Kleidung und Ausrüstung lebensgefährliche Wundinfektionen hervorrufen. Da es noch keine Antibiotika gibt, bleibt den Ärzten oft nur die Amputation verletzter Gliedmaßen, um das Leben der Soldaten zu retten.

DIE SANITÄTSDIENSTE aller Länder stehen damals vor kaum lösbaren Aufgaben. Die deutsche medizinische Versorgung richtet sich nach der im Jahre 1907 erlassenen und später ergänzten „Kriegs-Sanitätsordnung“. Die Rettungskette führt nach der risikoreichen Bergung zunächst zum nahegelegenen Truppenverbandplatz, wo die Verwundeten erstversorgt werden. Rund zehn Kilometer hinter der Front liegen die Hauptverbandplätze. Hier können dringende Operationen durchgeführt werden. Die Hauptlast der Verwundetenversorgung tragen die Feldlazarette. Sie befinden sich etwa 20 bis 25 Kilometer hinter der Front und entsprechen in ihrer Ausstattung annähernd zivilen Krankenhäusern. In den rückwärtigen Gebieten, den Etappen, liegen die wesentlich größeren Kriegslazarette, die auch über verschiedene Spezialabteilungen verfügen. Allerdings gilt die Sorge des Vaterlandes weniger dem Wohl des einzelnen Soldaten, als der Erhaltung der Kampfkraft: Wenn es nicht möglich ist, die Soldaten für den Kampf wiederherzustellen, erfolgt die Weiterversorgung in den Reserve- und Sonderlazaretten im Heimatgebiet.

Die Kriegs-Sanitätsordnung umfasst nicht nur die Organisation der Sanitätseinrichtungen, den Krankentransport, die Unterstellungsverhältnisse oder die Einhaltung der Genfer Konvention. Sie regelt außerdem vorbeugende Maßnahmen wie beispielsweise die Ernährung, die Bekleidung und die Körperpflege oder die Ungezieferbekämpfung. Der medizinische Fortschritt vor dem Ersten Weltkrieg im zivilen Bereich kommt nun vielen Soldaten zugute. Von neuen Narkoseverfahren sowie Techniken, um keimarme oder keimfreie Zustände herzustellen – die sogenannte Anti- und Asepsis – profitiert zum Beispiel die Chirurgie. Infektionserreger werden entdeckt und bekämpft, wirksame Impfungen entwickelt. Und mit den seit 1895 bekannten Röntgenstrahlen eröffnen sich neue Untersuchungsmethoden. Aufgrund der vielen Verletzten werden während des Krieges die Forschungsanstrengungen verstärkt und in einigen Bereichen der Medizin große Fortschritte erzielt. Allerdings kommen auch Methoden zur Anwendung, die bis jetzt kaum erprobt sind. Fehlbehandlungen und Misserfolge sind an der Tagesordnung.

IN DEUTSCHEN LAZARETTEN sind zivile Hilfsorganisationen wie zum Beispiel das Rote Kreuz, die Ritterorden und die Diakonien zur freiwilligen Krankenpflege bei der Armee zugelassen. Insgesamt sind es mehr als 70.000 Zivilisten, Männer wie Frauen, die in den Etappenlazaretten Dienst leisteten. In den Feldlazaretten behandeln die Ärzte aber oft weniger Verwundungen. Ansteckende Krankheiten machen den Sanitätern mindestens genauso zu schaffen. Die hygienischen Bedingungen sind katastrophal. Offene Latrinen entwickeln sich zu Brutstätten für Keime von Fleckfieber oder Durchfallerkrankungen. Typhusepidemien sind die Folge. Daraufhin werden kurz zuvor entwickelte Impfstoffe eingesetzt. Dass nicht mehr Soldaten an Infektionen sterben, gilt bei Militärmedizinern als pharmazeutischer Durchbruch. Auch die Bluttransfusion findet zum ersten Mal eine breite Anwendung. So können viele Soldaten bald gesundheitlich wieder hergestellt und erneut an die Front geschickt werden.

Einerseits führen Neuerungen in der Waffentechnik und eine veränderte Kriegsführung zu einer hohen Zahl von Verwundeten. Andererseits machen es moderne medizinische Verfahren und die sanitätsdienstliche Versorgung möglich, dass mehr Soldaten als zuvor auch mit schweren Verletzungen überleben. Ergebnis ist ein Heer von Kriegsinvaliden: Kriegsblinde und -taube, Ein- und Mehrfachamputierte, Menschen mit fürchterlichen Entstellungen und zerstörten Gesichtern und die sogenannten „Kriegszitterer“ gehören zum Alltag und stellen Kriegs- und Nachkriegsgesellschaft vor medizinische und soziale Probleme.

Sämtliche Bemühungen um die Gesundheit der Soldaten können aber nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass viele von ihnen in den Sanitätseinrichtungen nicht mehr gerettet werden können. Andere müssen als Invaliden oder seelisch und psychisch zerstört durchs Leben gehen. Und unzählige Soldaten sterben, bevor sie eine Sanitätseinrichtung je erreichen.



„Geschähe doch einmal etwas. Ich wollte noch mit der Kugel im Herzen den Rausch der Begeisterung spüren“

DER APOTHEKER GEORG TRAKL WÜNSCHT SICH DEN KRIEG. ALS ER DAS LEID DER SOLDATEN SIEHT, NIMMT ER SICH NOCH 1914 DAS LEBEN

Fotos: picture-alliance/Suedddeutsche; picture-alliance/ZB; picture-alliance/akg-images (2); picture-alliance /IMAGNO/Austri

STILLE NÄCHTE IM WESTEN

Der sogenannte „Weihnachtsfrieden“ oder „Christmas Truce“ im Dezember 1914 ist einmalig in der Geschichte. Im Stellungskrieg im Westen sehnen sich die einfachen Soldaten nach Frieden. An vielen Frontabschnitten schweigen für Wochen die Waffen. Stattdessen werden Zigaretten getauscht und Fußball gespielt. Verbotenerweise, denn auf die spontanen Verbrüderungen mit dem Feind steht die Todesstrafe.

TEXT Björn Jüttner

Der Frieden der kleinen Leute begann am 24. Dezember 1914 mit einer kleinen Geste. In der Nähe des französischen Städtchens Armentières schleuderten Soldaten eines sächsischen Regiments mittags keine Handgranaten auf die 50 Meter entfernten gegnerischen Gräben, sondern gut verpackten Schokoladenkuchen aus der Heimat. Im Teig steckte ein Zettel mit der Botschaft, bitte eine Waffenruhe zwischen 19.30 und 20.30 Uhr einzuhalten. Ihr Hauptmann habe Geburtstag und man wolle ihm ein Ständchen singen. Die Bitte wurde von den Briten erfüllt. So standen sie oben auf der Deckung ihrer Gräben, hörten die kaiserlichen Ständchen und klatschten Beifall. Nur 24 Stunden zuvor wäre dies ihr sicherer Tod gewesen, sie wären von Scharfschützen erschossen worden.

DER WEIHNACHTSFRIEDEN von 1914 fand auch entlang einer 50 Kilometer langen Linie um die nahe gelegene belgische Stadt Ypern statt, zwischen Diksmuide und Neuve Chapelle. Gesang spielte dabei eine große Rolle, bei St. Yvon gab es ein regelrechtes Gesangsduell. „Stille Nacht, Heilige Nacht“ und „Es ist ein Ros' entsprungen“ waren die Lieder, die von deutschen Soldaten mehrstimmig intoniert wurden und hauptsächlich die Briten auf der anderen Seite rührten.

Merry Christmas! We not shoot, you not shoot

Diese riefen dann über das Niemandsland „Good, old Fritz. Encore, encore“, „Zugabe, Zugabe“, und antworteten mit „It's a long way to Tipperary“ und „Home, Sweet Home“.
Nach fünf Monaten Krieg, davon drei im erbarmungslosen Stellungskrieg mit 100.000 Gefallenen, Ratten und Läusen in den Gräben sowie Millionen Tonnen von Schlamm, wollten die meisten Soldaten einfach nur Frieden. Schließlich war allen versprochen worden: Weihnachten 1914 seid ihr alle wieder zu Hause und der Krieg ist gewonnen. Am Heiligabend steckten sie aber immer noch bis zu den Knien im Morast, getrennt von ihren Familien und oft nur Sekunden vom nächsten Granateinschlag und dem Tod entfernt. Wenigstens Weihnachten wollten sie Ruhe. „Merry Christmas“ und „We not shoot, you not shoot“ hallte hundertfach an diesem Weihnachtstag über das Niemandsland, das mit Leichen übersät war. Die deutschen Soldaten hatten aus der Etappe Weihnachtsbäume bekommen, bereits mit Kerzen geschmückt, diese stellten sie abends auf ihre Brustwehren. Das Wetter ließ es zu. Es hatte just an diesem Tag aufgehört zu regnen. Es war kalt, aber trocken. Die anfängliche Skepsis, ob das wieder so ein fieser Trick der „Hunnen“ sei, verflog rasch. Wenn nicht schon geschehen, fassen sich jetzt einige Mutige ein Herz. Bei St. Yvon klettern die Soldaten Möckel und Huss aus der 11. Kompanie des 134. Königlich-Sächsischen Infanterieregimentes mit dem Wissen von Leutnant Zehmisch abends aus ihrer Deckung. Beide können Englisch und schlagen den Briten des 1st Royal Warwickshire Regiments mittels Rufen vor, sich auf halbem Weg im Niemandsland zu treffen. Sie überwinden Stacheldrahtverhaue und treffen nach ein paar Minuten auf zwei Engländer. Alle vier sind unbewaffnet. Wie geht es nun weiter? Sie halten die Hände hoch, bis auf einen Briten, der in einer Hand eine Mütze voller Zigaretten und Tabak hält und sie den Deutschen anbietet. Mit einem „Merry Christmas“ werden sie entflammt und nur Sekunden später bricht in beiden Gräben Jubel aus. Nun steigen alle aus ihren Gräben, schütteln die Hände und schießen erstmals nicht mehr aufeinander.

Fotos: Shutterstock; picture-alliance/United Archiv; Montage: Y/KircherBurkhardt


THE ILLUSTRATED LONDON NEWS.

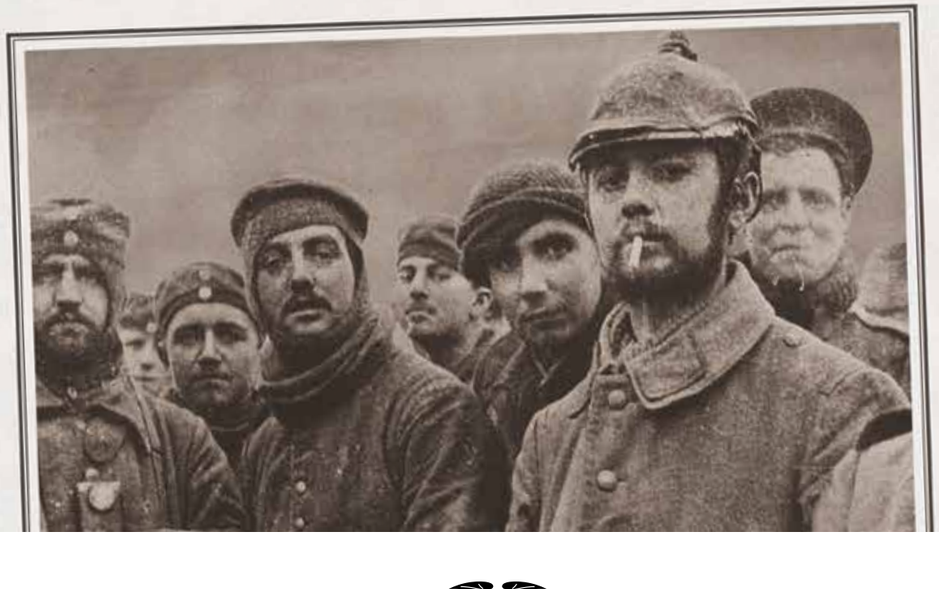
No 3951.—VOL. CXLVI. SATURDAY, JANUARY 9, 1915. SIXPENCE.

THE LIGHT OF PEACE IN THE TRENCHES ON CHRISTMAS EVE: A GERMAN SOLDIER OPENS THE SPONTANEOUS TRUCE BY APPROACHING THE BRITISH LINES WITH A SMALL CHRISTMAS TREE.

Our artist sends with his drawing the following note: "On some sections of the battle-front the Germans decorated their trenches with Christmas-trees and paper lanterns, and invited our troops to stop shooting and come over to smoke and have a palaver. With some accord a truce for the night was arranged, and the compliments of the season were passed with much enthusiasm between friend and foe. The cessation of hostilities continued all the next day. Both sides fraternised and spent a Happy Christmas." Elsewhere in this Number we give a double-page drawing illustrating this informal Anglo-German rapprochement during the festival of peace and goodwill.

Krieg vorbei? Man schießt nur noch Fotos

Erst werden die Toten beerdigt, dann spielen die Feinde Fußball und fotografieren sich



Was an Heiligabend als kleines Wunder der Menschlichkeit begann, setzen vor allem Soldaten des Britischen Empire sowie Sachsen und Bayern auch in den nächsten Tagen fort. Sie tauschen Zigaretten, britischen Plumpudding und Whiskey, Dresdener Stollen und deutschen Wein aus ihren Weihnachtspaketen, sprechen miteinander über ihre Familien, zeigen sich Bilder und schießen sogar vereinzelt Fotos miteinander. Beim zuvor erbittert umkämpften belgischen Ploegsteert-Wald schleppt der britische Soldat Jack Reagan am 25. Dezember, nachdem zwischen beiden Seiten erneut eine Waffenruhe stillschweigend ausgehandelt wurde, um die Toten zu bestatten, einen Hocker in das Niemandsland. Jack ist ein gelernter Frisör, der nun für ein paar Zigaretten als Lohn jedem Soldat auf einem Acker bei dem Ort Wez Macquart die Haare schneidet. Er schäumt auch deutschen Soldaten den Bart ein, zerdrückt Läuse und scherzt: ,,Still halten, sonst schneide ich dir ein Ohr ab.“ An über 100 Kilometern Frontlinie schweigen an diesen Tagen meist die Waffen. Es gibt aber auch Berichte über preußische Soldaten, die sich nicht an die Vereinbarung halten, denen die Fraternisierung ein Dorn im Auge ist. So

Als Pfosten dienen Holzstücke mit Pickelhauben

schießt ein preußischer Scharfschütze Sergeant Frank Collins in den Rücken, der die friedliche Absicht hatte, Marmelade gegen Brot und Zigaretten mit den Sachsen zu tauschen. Daraufhin warnen die Sachsen die Briten vor den Preußen. Auch viele französische und belgische Einheiten machen bei der Verbrüderung nicht mit. Schließlich sind die Deutschen in ihr Land eingefallen. Mit dem Feind gemeinsam zu essen und zu scherzen, ist Landesverrat. Während somit in dem einen Frontabschnitt wie sonst auch gekämpft wird, spielen wenige Meter weiter Deutsche gegen Briten Fußball. Vielerorts einigt man sich am sogenannten ,,Boxing Day“, dem 26. Dezember, an dem traditionell in Großbritannien Fußball gespielt wird, auf ein Match im Niemandsland. Bis dahin gilt weiter: ,,We don't shoot!“ Am nächsten Tag treffen sie sich erneut. Sobald alle Toten gemeinsam begraben sind, stellen sie ein paar Holzstücke mit Pickelhaube oder Mütze als Pfosten auf. Die Briten liefern meist die Fußbälle, die per Fahrradkurier aus den Reservestellungen geholt werden. Es beginnen die friedlichen Kriegsspiele. Das Gekicke zwischen den Granattrichtern gewinnen mal die Schotten 4:1 gegen die Deutschen. Woanders die Sachsen 3:2 gegen das Bedfordshire-Regiment. Oft endet das Spiel durch das Platzen des Balls am Stacheldrahtverhau.

WÄHREND DIESER STILLEN TAGE, in denen kaum ein Schuss fällt, erkennen viele Soldaten, dass sie in einem Krieg stecken, mit dem sie sich nicht mehr identifizieren können. Zudem fühlen sich die Werftarbeiter aus Liverpool denen aus Kiel und Hamburg näher als den eigenen adligen Offizieren, die sie oft in sinnlosen Angriffsbefehlen in den Tod schicken. Gemeinsame Beerdigungen, das Singen der anderen Nationalhymne und das Leben ohne Angst führen dazu, dass sie vorerst nicht aufeinander schießen. Am liebsten wollen die meisten sofort nach Hause.

Fotos: picture-alliance/Robert Hun; picture-alliance/Mary Evans Pi; Shutterstock; Montage: Y/KircherBurkhardt

Weihnachtsfrieden

Kaum Waffeneinsatz an der Westfront!

Erste Kontaktaufnahme im Niemandsland von deutschen und britischen Soldaten



Der deutsche Major John William Anderson kommandiert entlang eines vereisten Kanals fünf Kilometer von Diksmuide eine bayerische Einheit. Diese hatte mit ihren belgischen Gegnern auf der anderen Seite mittels Munitionskisten einen Austausch von Waren und Nachrichten aufgebaut. Nachmittags am zweiten Weihnachtsfeiertag fragt Anderson die Belgier per Zettel: ,,Ist ein Priester bei Ihnen?“ Sein belgisches Pendant, Kompaniechef Willem Lemaire, geht mit dem Geistlichen Sabin Vandermeiren direkt an das Ufer. ,,Warum braucht Ihr einen Priester?“, ruft er auf Französisch den Deutschen zu. Anderson erklärt, im Kohlenkeller des St.-Jans-Hospitals, das die Deutschen besetzt hatten, hätten sie eine Monstranz gefunden. Katholische Schwestern eines belgischen Nonnenklosters hätten sie unter Kohlen versteckt. Anderson wolle die Monstranz heute, im Geiste des Christfestes, an einen Priester zurückgeben.
Die Bayern werfen ein Seil auf die andere Seite, an deren Ende ein Jutesack mit der Monstranz festgebunden wird. Die Belgier ziehen den Sack über das Eis, machen ihn auf und bekreuzigen sich beim Anblick der Monstranz. Zum Dank für dieses wunderbare Weihnachtsgeschenk salutieren die beiden

Die Belgier salutieren vor dem deutschen Major Anderson

und alle Belgier, die es mitbekommen haben, vor Major Anderson. Noch heute steht die Monstranz im Yserturm in Diksmuide, einem Mahnmal für die im Ersten Weltkrieg gefallenen flämischen Soldaten der belgischen Armee. Es ist eine der letzten Geschichten des Weihnachtsfriedens, denn mittlerweile haben auch die meisten Befehlshaber in den hinteren Stellungen und die Oberste Heeresleitung von der unautorisierten Waffenruhe gehört.

ENDE DEZEMBER begeben sie sich zur Dienstaufsicht an die Front. Auf die Befehle, wieder aufeinander zu schießen, zielen die einfachen Soldaten beider Seiten jedoch über die Köpfe der Gegner. Der Schütze blieb dabei oft straffrei, da eine Absicht nur schwer nachzuweisen war. Waren die Vorgesetzten weg, tauschte man sich wieder aus, aber vorsichtiger. Die Treffen nahmen ab. Das schlechte Wetter verlängerte den Frieden nochmal um eine Woche, denn bei den schweren Regenfällen war an Kampf sowieso nicht zu denken. Das leuchtete auch den Befehlshabern ein. So wurde gepumpt, geschaufelt und weiter geschanzt.
Die Einträge in französischen Regimentstagebüchern etwa zeigen, dass selbst im Januar 1915 noch lange nicht überall gekämpft wurde: ,,3. Januar. Ruhe auf der ganzen Linie. Gelegentlich erscheinen bayerische Soldaten über der Brüstung. Ganz offensichtlich haben ihre Vorgesetzten jeden weiteren Kontakt mit uns verboten.“ Erst am 14. Januar 1915 beginnen hier wieder die heftigen Kämpfe, an einigen Abschnitten sogar erst Ende Februar. Sie sollten erst 44 Monate später wieder enden. 1915 versuchen einzelne Verbände, die Waffenruhe zu wiederholen. Nach einem weiteren Jahr Tod und Verwüstung auf beiden Seiten sowie den strikten Androhungen von Kriegsgerichtsverfahren durch die Befehlshaber gab es jedoch keinen neuen Weihnachtsfrieden im Krieg. Nie wieder.

DAS NACKTE GRAUEN

Am 11. November 1918 endete der Erste Weltkrieg. Ein bis dahin beispielloser industrialisierter Krieg hatte dermaßen viele Opfer gefordert, dass ihre Zahl selbst nach Maßstäben der damaligen Zeit in keinem Verhältnis mehr zum Erfolg stand. Die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts in Zahlen.

65.000
für den Waffenbau eingeschmolzene Kirchenglocken im Deutschen Kaiserreich

1.000
Kalorien: Tagesration im Kaiserreich 1917

50%
höhere Kindersterblichkeit im Kaiserreich

1.000.000
Gasvergiftete

9.000.000
Gefallene

90.000
Gastote

700.000
deutsche Hungertote

Foto: picture-alliance/Süddeutsche; Illustration: Y/KircherBurkhardt



15.000 Gräber gibt es an der Gedenkstätte von Verdun

VERBRAUCHT FÜR DEN KRIEG

Junge Bundeswehrsoldaten aus Schwanewede fuhren zum Schlachtfeld von Verdun. Was sie sahen, verschlug ihnen die Sprache. Viele hatten kaum eine Ahnung, was damals geschah.

TEXT & FOTOS Axel Vogel

Ein tiefblauer Himmel, durchwebt von Schäfchenwolken, liegt über dem Sakralbau auf dem Thiaumont-Bergrücken. Vom Beinhaus am Douaumont, das über den Dächern der französischen Stadt Verdun liegt, kann man weit in die lothringische Provinz blicken. Der sonnige Juni-Tag fühlt sich an wie Urlaub. Das dürften viele der 29 Bundeswehrsoldaten aus Schwanewede denken, als sie vor dem Denkmal aus dem Bus steigen. Doch jedes Urlaubsgefühl weicht schnell beim Besuch eines Ortes, der von einer infernalischen Schlacht zeugt: Um die Festung von Verdun herum, ein Sperrriegel gespickt mit Forts und Zwischenwerken, bekämpften sich 1916 hunderttausende deutsche und französische Soldaten.
Was hier genau geschah, wollen Hauptmann André Holländer (43) und seine Gruppe der 10. Kompanie des Kommandos Schnelle Einsatzkräfte Sanitätsdienst auf ihrer politischen Bildungsreise ins Nachbarland erfahren.

IST ES ÜBERHAUPT MÖGLICH, das Sterben tausender Soldaten für wenige Meter Geländegewinn knapp 100 Jahre später zu begreifen? Noch dazu, wenn auf dem Schlachtfeld von einst Bäume wachsen und Blumen blühen? Oberfeldwebel Felix Schmidt (28) und die Stabsunteroffiziere Timon-Marius Kempter (23) und Stefan Brandstätter (31) betreten das Beinhaus. Hier stehen Namen in Steinquader eingemeißelt: Dominique Costantini, Abel Roubin oder Pierre Meslat. An zahllosen Lebensdaten ziehen die deutschen Soldaten in dem gelblich-fahl erleuchteten Kreuzgang vorbei. 24, 25, 26 Jahre – viele der Gefallenen waren so alt wie sie. Die Gebeine von allein 130.000 deutschen und französischen Soldaten, deren Identität man nicht mehr feststellen konnte, liegen hier. Insgesamt geht die Zahl der Toten in der 300-tägigen Schlacht nach Schätzungen in die Hunderttausende, genau wird sich dies nie ermitteln lassen.
Vor dem Beinhaus blicken die jungen Soldaten auf ein Meer aus weißen

Vor dem Beinhaus blicken die jungen Soldaten auf ein Meer aus weißen Kreuzen

☛ Kreuzen: In schier endlosen Reihen sind hier weitere 15.000 französische Soldaten begraben. Felix Schmidt bedrückt der Gedanke, „dass jedes Kreuz für einen Menschen steht." Stefan Brandstätter zieht Vergleiche zum 21. Jahrhundert. Während heute Flugzeuge und Drohnen den Feind oft über große Distanzen bekämpfen könnten, so sei der Krieg 1916 „real" gewesen. Die Soldaten lagen sich oft nur wenige Meter voneinander entfernt gegenüber. Brandstätter kann sich jetzt vorstellen, welchen Schrecken sie ausgesetzt waren. Wie am „Bajonettgraben", in dem französische Soldaten nach einem Granatvolltreffer verschüttet wurden. Jetzt steht hier ein Denkmal.

OB SCHMIDT DAMALS auf Befehl aus dem Schützengraben gestiegen wäre, um bei einem der todbringenden Angriffe mitzumachen? „Ich glaube schon", sagt er, „weil diese Sinnlosigkeit damals noch nicht so vorhersehbar war. Man dachte sicher auch nicht nach, wenn man dabei war."
Für die Soldaten rückt der Gang vorbei an Laufgräben und von Granaten zermalmten Zwischenwerken einen „weitgehend unbekannten Krieg" ins Bewusstsein. „Ich wusste vorher nicht viel darüber", sagt Brandstätter. Auch für den Freundeskreis daheim sei die Materie eher „uninteressant".
Von so berühmten Episoden wie dem Fußballspiel zwischen deutschen und britischen Soldaten Weihnachten 1914 im Niemandsland an der Flandernfront hat Kamerad Kempter zwar gehört. Trotzdem ist für ihn dieser Krieg ebenfalls weit weg. Das liege auch daran, glaubt Felix Schmidt, „dass Länder wie Frankreich anders mit ihrer militärischen Geschichte umgehen."
Deutschland habe keine vergleichbare Erinnerungskultur, was für ihn „mit der einschneidenden Zeit des Nationalsozialismus" zu tun habe.
Dass viele Soldaten mit der sogenannten Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts nicht mehr viel anfangen können, hatte Hauptmann Holländer bereits bei der Vorbereitung der Bildungsreise geahnt.



Reste des alten Grabensystems kann man bei Verdun besichtigen



Die Soldaten aus Schwanewede vor einem Geschützturm im Fort Douaumont

Darum gab es zunächst theoretisches Rüstzeug. In Themenblöcken handelten Fachleute die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg bis zum Frieden von Versailles ab. Manche von Holländers Soldaten wie Hauptfeldwebel Lutz Altmann hatten Vorwissen und brachten sich als Referenten ein. „Mich hat das Thema schon immer interessiert. Mein Opa hat im Ersten und Zweiten Weltkrieg gekämpft", erklärt der 36-Jährige.

DOCH AUF BESONDERE WEISE rückt der schwierige Stoff beim Rundgang über das ehemalige Schlachtfeld näher. So etwa, als die Bildungsreisenden auf Tuchfühlung mit einem Stück Alltag der Höllenschlacht gehen: In den Gängen und Unterwelten des berühmten Forts Douaumont – des Festungswerks mit seinen Depots, Zisternen, der Bäckerei und den Kasematten. Nach der Einnahme durch deutsche Truppen am 25. Februar 1916 wurde das Werk zu einem der Dreh- und Angelpunkte der Kämpfe. Im Krieg haben Granaten die Anlagen vernarbt, Zugänge zerstört und Gänge verschüttet. Experten schätzen, dass mehrere hunderttausend Geschosse allein auf dem Fort explodierten. Trotzdem widerstand die Feste dem Inferno. Während des elfmonatigen Kampfes überlebten Soldaten unter dem meterdicken Beton. Wie furchterregend und entbehrungsreich ihr Alltag war, erfahren Holländer und die deutsche Gruppe bei einer Führung durch die feuchten und dunklen Gänge. Diese sind das Reich von Fremdenführerin Catherine Kremer. Die freundliche 58-Jährige mit dem Lockenkopf begrüßt die Soldaten mit heiserer Stimme. Kein Wunder, Kremer hat zuvor bereits drei Gruppen geführt. Der touristische Ansturm auf das berühmte Fort ist zum 100. Jahrestag des Weltkriegsbeginns „riesig", bekräftigt sie. Allein im Mai und im Juni führten Kremer und ihre Kollegen jeweils 1.600 Besucher pro Tag durch die Gänge, „zwei Mal so viel wie sonst". 110.000 zählt sie für gewöhnlich über das Jahr. Oberstabsgefreiter Michael Hahn (27) verfolgt ungläubig die Schilderungen der Frau, wonach 1916 unbeschreibliche Verhältnisse in dem Fort geherrscht haben müssen. Es war ursprünglich für rund 800 Soldaten ausgelegt. ☛

DIE SCHLACHT VON VERDUN

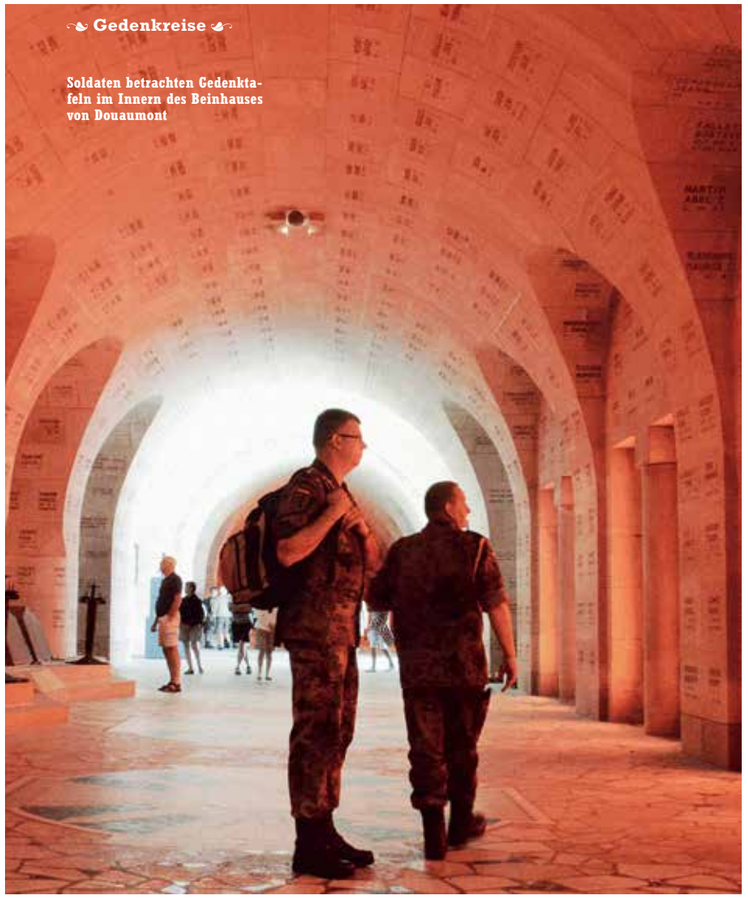
DAS ZIEL
Von ihrem Angriff auf die Festung von Verdun am 21. Februar 1916 erhoffte sich die Führung des Kaiserreiches einen entscheidenden Erfolg im Stellungskrieg. Das französische Heer sollte bei der Schlacht im Drehpunkt der beiden deutschen Flügel der Westfront ausbluten.

DER PLAN
Generalstabschef Erich von Falkenhayn hatte den Angriff auf den wohl am stärksten befestigten Frontabschnitt des Gegners nicht als Durchbruchsoperation angelegt. Das zynische Kalkül: Die französische Armee sollte sich bei der Verteidigung der 40 Befestigungen abnutzen.

DIE FESTUNG
Verdun gehörte zum Gürtel der französischen Grenzfestungen, der sich von der Kanalküste bis zur französisch-schweizerischen Grenze zog. Die Befestigungen waren nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 erheblich ausgebaut worden.

DAS ERGEBNIS
Im Verlauf gelang es den deutschen Truppen zwar, die beiden mächtigen Forts Douaumont und Vaux zu erobern. Nach Gegenoffensiven der Entente an anderen Fronten ging das deutsche Heer aber zur Verteidigung über.

DIE FOLGE
Bei ihrer Gegenoffensive im Oktober eroberten französische Truppen bis Mitte Dezember 1916 große Teile des verlorenen Terrains zurück, auch die beiden Forts. Historiker gehen von insgesamt rund 350.000 Gefallenen aus.



Soldaten betrachten Gedenktafeln im Innern des Beinhauses von Douaumont



Details an jeder Ecke: Ein Stabsunteroffizier schaut sich die Reste eines Ofens an

Nach der verheerenden Explosion wurden 679 Todesopfer vor Ort eingemauert

☛ Während der Schlacht wurden die drei Stockwerke jedoch rund acht Monate lang zum Schutzraum für bis zu 3.000 deutsche Soldaten, auch ein Lazarett gab es hier. Catherine Kremer beschreibt anschaulich die hygienischen Bedingungen. Da die Latrinen nicht ausreichten, machten gekalkte Eimer für die Notdurft die Runde. ,,Das Fort war nicht nur voller Soldaten, sondern auch voller Scheiße‘‘, sagt sie unverblümt. Die Gerüche müssen unerträglich gewesen sein, da die Verteidiger die Fenster wegen des Beschusses zugemauert hatten. Frischluft drang nur durch schmale Deckenrohre ein. ,,Es ist schon erschreckend, wie viele Menschen sich hier unter Tage zusammengedrängt haben‘‘, sagt Oberstabsgefreiter Hahn.

TROTZDEM DÜRFTEN ANNO 1916 viele Soldaten ihrem Schöpfer gedankt haben, unter dem Stahlbeton für ein paar Stunden eine ,,Auszeit‘‘ vom Trommelfeuer nehmen zu können. Doch selbst tief im Inneren des Forts waren sie nicht sicher. Lange verharren Hahn und seine Kameraden vor einem Kreuz an einem zugemauerten Stollen, der zu einem unterirdischen Friedhof führt. Bei einer verheerenden Explosion am 8. Mai 1916 kamen in dem überfüllten Fort hunderte deutscher Soldaten ums Leben. Expertin Kremer vermutet, dass leichtfertiger Umgang mit Munition der Grund war. 679 Todesopfer wurden vor Ort eingemauert. ,,Oben war der Beschuss, unten die Massenhysterie junger Soldaten. Kein Wunder, wenn sich unter den Bedingungen ein Schuss gelöst hatte‘‘, überlegt Michael Hahn.

Nach der Führung steigt auch Hauptfeldwebel Altmann bewegt in den Bus. ,,Jetzt wird einem erst bewusst, wie viele hier umgekommen sind. Ich hätte nicht gedacht, dass das so heftig war‘‘, sagt der Unteroffizier. In Verdun zu überleben, meint er jedoch, ,,hatte nichts mit Können zu tun, sondern oft nur mit Glück.‘‘

Kompaniechef Hauptmann Holländer zieht ein düsteres Fazit: ,,Wenn ich die Todesopferzahlen betrachte und die der Verwundeten, die oft tagelang auf ihr Ende warteten, komme ich schon ins Grübeln. Vorher hatten sie in schlammigen Gräben gehaust, um dann zwei oder drei Schützengräben zu erobern und einen Tag später in die alten Stellungen zurückgeworfen zu werden. Die Soldaten wurden damals nicht geführt, sondern verbraucht.‘‘

FELDPOSTBRIEF

AUGUST 1916

,,Drei Tage lang lagen wir in den Granatlöchern, dem Tod ins Auge sehend, ihn jeden Augenblick erwartend. Dazu kein Tropfen Wasser und der entsetzliche Leichengestank. Die eine Granate begräbt die Toten, die andere reißt sie wieder heraus. Will man sich eingraben, kommt man gleich auf Tote. Ich hatte eine Gruppe, doch gebetet hat jeder für sich. Das Schlimmste ist das Ablösen, das Rein und Raus. Durch das ständige Sperrfeuer. Hinzu gings durchs Fort Douaumont, so was habe ich noch nie gesehen. Hier liegt alles voll schwer Verwundeter und riecht nach Toten [...] Dazu liegt es ebenfalls ständig unter Feuer. Wir hatten ungefähr 40 Tote und Verwundete [...] Das war noch wenig für eine Kompanie, wie man hörte. Alle sahen bleich und verzehrt aus. Ich will Euch nicht noch mehr Elend erzählen. Es mag genug sein. Seid herzlichst gegrüßt und geküsst und Gott befohlen von Eurem dankbaren Sohn und Bruder Karl.‘‘

Von dem Gefreiten Karl Fritz vor Verdun an Eltern und Schwestern

ANZEIGE

Anzeige

Auslandseinsätze nutzen für eine Weiterbildung bei der BSA-Akademie

Immer wieder wird ein verstärkter Auslandseinsatz der deutschen Soldaten diskutiert. Solche Einsätze können eine erhöhte psychische und physische Belastung mit sich bringen – nicht nur durch die Aufgaben vor Ort, sondern auch durch längere Abwesenheit von Familie und Freunden. Gleichzeitig sind sie aber auch eine Möglichkeit für die gezielte berufliche Weiterbildung. Denn Soldaten, die solche Einsätze optimal nutzen möchten, haben bei der BSA-Akademie die Möglichkeit, sich in dieser Zeit nebenberuflich weiterzubilden.

Wie funktioniert das?

BSA-Lehrgänge verbinden Fernunterricht mit kompakten Präsenzphasen an Lehrgangszentren in Deutschland (bundesweit) sowie Österreich. Dadurch können sie gut mit beruflichen und privaten Verpflichtungen in Einklang gebracht werden. Das gilt natürlich auch für Auslandseinsätze. So ist es beispielsweise möglich, den Präsenztermin in die Zeit nach dem Einsatz zu legen und sich während der Zeit im Ausland per Fernunterricht darauf vorzubereiten. Durch die Lage vieler derartiger Einsatzorte und die oft fehlenden Freizeitmöglichkeiten vor Ort eine ausgezeichnete Möglichkeit, freie Zeit optimal zu nutzen. Mit den bereitgestellten Lehrbriefen haben Sie außerdem alle notwendigen Lernunterlagen immer dabei. Seit einigen Jahren werden BSA-Lehrgänge auch als interne Veranstaltungen an unterschiedlichen Bundeswehrstandorten durchgeführt.



Wer sich nach seinem Auslandsaufenthalt eine Auszeit der besonderen Art gönnen möchte, der verbindet „seine“ Präsenzphase mit einer Teilnahme an der BSA-Lehrgangsreise Mallorca, die jeweils im Mai und September stattfindet.

Qualifikation lohnt sich

Soldaten sind während ihrer Einsätze und beim vorbereitenden Training sehr hohen körperlichen Belastungen ausgesetzt. Genau aus diesem Grund sind immer mehr Soldaten daran interessiert, ihre Kompetenzen rund um Fitness und Gesundheit auszubauen. Diese können sie dann zum einen für sich selbst nutzen, um die eigene Trainingsqualität weiter zu optimieren und eventuelle Verletzungen durch falsche Belastungen oder Überbeanspruchung zu verhindern. Andererseits gelingt mit solchen Lehrgängen bereits während der Dienstzeit der erste wichtige Schritt, um später das eigene Hobby zum Beruf zu machen.

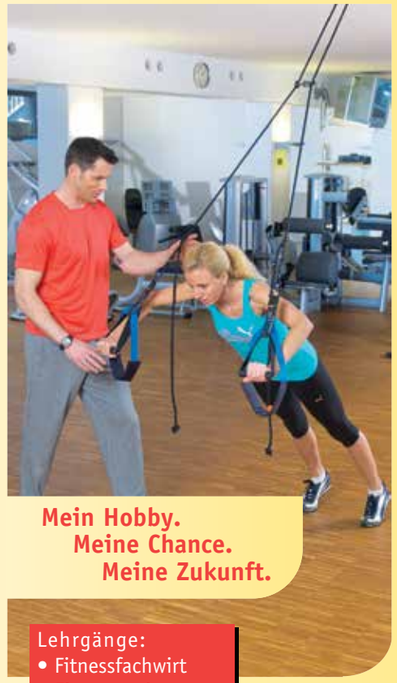
Förderung durch den BFD

Der Berufsförderungsdienst der Bundeswehr (BFD) bezuschusst die Kosten für BSA-Lehrgänge. Außerdem stehen weitere Fördermöglichkeiten zur Verfügung. Bei der Beantragung von Zuschüssen steht die BSA-Beratungsstelle den Bundeswehrangehörigen frühzeitig und unterstützend zur Seite. Das BSA-Service-Center erreichen Sie telefonisch unter +49 681/6855-143 sowie per E-Mail: service-center@bsa-akademie.de

Schrittweise bis zur IHK-Prüfung

Aufbauend auf einer Basisqualifikation wie der „Fitnesstrainer-B-Lizenz“, die seit Jahrzehnten die Grundlage für alle weiteren Lehrgänge im Fitnessbereich ist, können sich BSA-Teilnehmer durch das modulare Lehrgangssystem schrittweise weiterqualifizieren. Mit Lehrgängen aus dem Fachbereich Fitness, wie etwa dem „Trainer für Sportrehabilitation“, ist z. B. die Weiterbildung bis zur Profistufe, dem „Lehrer für Fitness“, möglich. Deckt man dazu noch den Fachbereich Management ab, dann ist auch dort die Profiqualifikation „Manager für Fitness- und Freizeitunternehmen“ zu erreichen. Beide Lehrgänge kombiniert bereiten optimal auf die öffentlich-rechtliche Prüfung vor der Industrie- und Handelskammer (IHK) zum „Fitnessfachwirt IHK“ vor, einem Berufsabschluss auf Meister-Niveau.





Mein Hobby.
Meine Chance.
Meine Zukunft.

Lehrgänge:
- Fitnessfachwirt
- Fitnesstrainer
- Lehrer für Fitness
- Athletiktrainer
- Personal-Trainer
- Ernährungstrainer

... ca. 50 Lehrgänge

Vom Hobby zum Beruf

Sie haben Spaß an Fitness?
Warum dann nicht dienstzeitbegleitend in diesen Zukunftsmarkt einsteigen? Durch die staatlich geprüften und zugelassenen Fernlehrgänge mit Präsenzphasen der BSA-Akademie absolvieren Sie während der Dienstzeit eine anerkannte Qualifikation. Modulare Lehrgänge erlauben eine schrittweise Weiterbildung bis hin zum Beruf z. B. als Fitnessfachwirt IHK.

Vorteile:
- Einstieg jederzeit möglich
- Bundesweite Lehrgangszentren
- Kompakte Präsenzphasen
- Unterricht in Kleingruppen
- Flexibler Fernunterricht
- Betreuung durch Fernlehrer
- Vom Basiskurs bis zum Beruf
- Förderung durch BFD möglich

BSA-Akademie
Prävention, Fitness, Gesundheit
School for Health Management

www.bsa-akademie.de

Dienstzeitbegleitend • Bundesweit

ABGRÜNDIGE ERLEBNISSE PRÄGEN EIN LEBEN

2011 starb der letzte Veteran des Ersten Weltkriegs, die Zeugen sind verstummt. Wie hat sich das Menschenbild seit 1914 verändert? Was bedeuteten die Schrecken des Krieges für die jungen Soldaten?

INTERVIEW Reiner Schweinfurth

Der Psychiater und Facharzt für Psychosomatische Medizin, Psychotherapie und Psychoanalyse Martin Bölle (56) aus Heidelberg ist spezialisiert auf Neurosen und Persönlichkeitsstörungen. Mit Y spricht er über traumatisierte Menschen im Ersten Weltkrieg.



MARTIN BÖLLE IST ARZT UND THERAPEUT AM HEIDELBERGER UNIVERSITÄTSKLINIKUM

Kriege gab es immer. Was hat den Ersten Weltkrieg so verstörend für die jungen Männer gemacht?
Es waren die Massentötung und der hohe Organisationsgrad der Kriegsmaschinerie. Der Einzelne zählte entgegen der Ideologie leider nichts, auch wenn er heroisiert wurde, wie etwa von Ernst Jünger. Das Schlachten Tausender war sinnlos, nicht nur aus heutiger Sicht. Doch die damalige Gesellschaft war autoritätsfixiert und weniger fähig, ihre Konflikte konstruktiv zu lösen. Das war Anstoß für viele Intellektuelle, sich nach der Katastrophe im Feld der Friedensforschung zu engagieren. Umso enttäuschender, dass das Trauma der Soldaten des Ersten Weltkriegs den Zweiten Weltkrieg nicht verhindert hat.

Sie zogen begeistert in den Krieg. Waren sie lebensmüde?
Das gesellschaftliche Leben stand still. Das Fin de Siècle hatte sich breit gemacht mit seiner dekadenten Stimmung, das Bürgertum hatte Zweifel an seinem Führungsanspruch. Niemand wusste, wie es weitergehen könnte – der Krieg ist letztlich Ausdruck dieser Ratlosigkeit. Die Zeit war eine der extremen Veränderungen und sozialen Umbrüche. Die Welt war im übertragenen Sinn schon längst aus den Fugen geraten, bevor der Krieg ihr dann endgültig den Rest gab.

Welche Selbsteinschätzung hatten die jungen Soldaten von sich?
Treffend ist das Klima dieser Zeit im „Untertan" von Heinrich Mann beschrieben. Ein aufwendig verschleiertes „jeder gegen jeden", eine tiefe Verunsicherung der Geschlechterrollen, ein krampfhaftes Festhalten an Traditionen. Am Anfang des Krieges gab es bei vielen jungen Soldaten ein hohes Maß an echtem Idealismus bei gleichzeitiger Selbstidealisierung.

Nach wenigen Wochen kamen viele traumatisiert in den Heimaturlaub. Was ist da passiert?
Die Soldaten merkten, was Krieg in dieser modernen Form bedeutete. Sie merkten, wie sehr sie betrogen worden waren, wie sehr sie sich selbst getäuscht hatten, wie ihr jugendlicher Idealismus einer Illusion aufgesessen war. Und sie wollten das verständlicherweise nicht akzeptieren.

Was geht in der Psyche vor, wenn der Mensch Grauen und Schrecken wie in den Gräben erlebt?
Die Psyche reagiert abwehrend, wenn sie mit Schrecklichem konfrontiert wird, das ihre Fassungskraft übersteigt. Sie verleugnet beispielsweise: Es wird so getan, als passiere das alles nicht, was gerade stattfindet. Oder es kommt zur Verkehrung ins Gegenteil: eine ängstliche Person erlebt sich als extrem heroisch. Beides schildert Ernst Jünger in seinen literarisch-biografischen Konstrukten, in „In Stahlgewittern" einerseits und im „Abenteuerlichen Herz" andererseits. In den „Stahlgewittern" gibt es den Heros, den die Gefahr nicht berühren kann, im „Abenteuerlichen Herz" wiederum den Gegentypus, der sich in seinen Träumen mit abgründigen Ängsten quält.

Kann man so etwas Schreckliches auch verkraften?
Man kann damit fertig werden, aber abgründige Erlebnisse prägen ein Leben unvergesslich. Meistens gelingt es, schreckliche Erlebnisse zu verdrängen, doch sie kehren zumeist wieder – etwa im Alter, getriggert durch ein akutes Erlebnis.

Wenn Sie junge Männer heute mit ihren Altersgenossen 1914 vergleichen – was sind die Unterschiede?
Die Generationen damals wurden komplett anders erzogen, Eltern hatten eine ganz andere Einstellung gegenüber kleinen Kindern. Erziehung bedeutete Drill, die frühe Beziehung zwischen Mutter und Kleinkind wurde in der offiziellen Erziehungsliteratur wenig beachtet. Natürlich gab es auch viel intuitives, hilfreiches Wissen um Kindheit, das von den Müttern und den Ammen sozusagen unter der Hand von Generation zu Generation weitergegeben wurde. Doch durch die Industrialisierung zogen viele Männer und Frauen vom Land in die Städte und dort in die anonymen Arbeiterquartiere – ohne ihre Eltern, sodass deren Erfahrungen verloren gingen. Hier hat sich ein großer Wandel vollzogen, der Wert früher Kindheit wurde durch die Psychoanalyse und die moderne Pädagogik erst entdeckt und systematisch erforscht. Damit einhergehend rückte der Wert des Einzelnen in den Vordergrund.



Mittelteil des dreiteiligen Gemäldes „Der Krieg" von Otto Dix (1929–32): das Schlachtfeld als Stätte des Todes

Fotos: privat; © VG Bild-Kunst, Bonn 2014

WAHNSINN

KRIEGSZITTERER
Viele Soldaten kehrten mit psychischen Störungen heim. Sie hatten den Gleichgewichtssinn verloren, konnten oft nur mit fremder Hilfe stehen, hatten vergessen, wie eine Waffe funktioniert, hörten auf zu essen. Sie begannen plötzlich, unkontrolliert zu zittern, was oft stundenlang anhielt. Ärzte gingen lange von mechanischen Ursachen aus, weshalb Therapieversuche fruchtlos blieben. Erst später wurde der psychosomatische Zusammenhang erkannt.

SIGMUND FREUD
Der österreichische Neurologe schrieb 1915 den Aufsatz „Zeitgemäßes über Krieg und Tod" und diskutierte auch über die „Kriegszitterer". Der große Ausfall einsatzfähiger Soldaten machte wirksame Behandlungsmethoden nötig. Hier erwies sich die Psychoanalytische Methode in Anlehnung an Hypnosetechniken als hilfreich. Freud selbst war Patriot. „Meine ganze Libido gilt Österreich-Ungarn", sagte er beim Kriegsausbruch.

NEUROSEN
Das „Kriegszittern", oder „Granatenschock", galt als Nervenkrankheit. Die Konflikte zwischen der Pflicht zur Tapferkeit und der täglichen Todesangst in den Gräben wurden nicht offensiv bearbeitet. Die Verstärkung zur Psychose galt Ärzten sogar als Feiglingssymptom. Auffälliges Verhalten sollte durch Disziplin abgestellt werden.

BILANZ
Zwischen 1914 und 1918 wurden insgesamt 613.047 Soldaten in Deutschland aufgrund von vermuteten Nervenkrankheiten behandelt. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden viele in psychiatrischen Anstalten oft für Jahre weggesperrt. 5.000 Kriegsveteranen wurden später von den Nationalsozialisten im Rahmen der Aktion T4 ermordet.

14. JAHRGANG
08 2014
ISSN 1617-5212

IMPRESSUM

HERAUSGEBER
Bundesministerium der Verteidigung
Der Leiter des Presse- und Informationsstabes
Stauffenbergstraße 18, 10785 Berlin

REDAKTIONSANSCHRIFT
Akademie der Bundeswehr für Information und Kommunikation
Redaktion der Bundeswehr/Y-Redaktion
Reinhardtstr. 52, 10117 Berlin
Bundeswehrkennzahl: 88 41

CHEFREDAKTEUR REDAKTION DER BUNDESWEHR
Oberst Manfred Baumgartner

REDAKTIONSSEKRETARIAT
030.886228-2131, Fax: -2065
zentralredaktion@bundeswehr.org

LEITENDER REDAKTEUR Y & RESSORT POLITIK
Jan Marberg (MBG), 030.886228-2410
leitenderredakteur@y-magazin.de

CHEFIN VOM DIENST Y
Sylvia Börner (SYB), 030.886228-2411
cvd@y-magazin.de

RESSORT TRUPPE
Ronald Rogge (RR), 030.886228-2860
truppe@y-magazin.de

RESSORT WISSEN
Björn Lenz (BLE), 030.886228-2840
wissen@y-magazin.de

RESSORT 360°
360grad@y-magazin.de

SCHLUSSREDAKTION
schlussredaktion@y-magazin.de

BILDREDAKTION
Andrea Bienert (AB), 030.886228-2651
Hauptgefreiter Eugen Drebant (ED)
Sebastian Nothing (SN)
030.886228-2685, bildredaktion@y-magazin.de

VERLEGERISCHE BETREUUNG, GESTALTUNG UND PRODUKTION
KircherBurkhardt GmbH
Heiligegeistkirchplatz 1, 10178 Berlin,
Objektleiter: Martin Gutheil 030.44032-242
Textredaktion: Reiner Schweinfurth (RS)
Sebastian Blum (BLU)
Gestaltung: Mareike Bongen, Alexander Groth
Patrick Weseloh, Jasmin Dzialowski
www.kircher-burkhardt.com

MITWIRKENDE AN DIESER AUSGABE
Jan Rippl (RIP), Maximilian Dewald

VERTEILUNG INNERHALB DER BUNDESWEHR
Streitkräfteamt Abteilung I – InfoService – Alte Heerstraße 90, 53757 Sankt Augustin
medienvertrieb@bundeswehr.org

ABOVERWALTUNG
Im Auftrag von KircherBurkhardt GmbH: Societäts-Medien GmbH Frankenallee 71–81, 60327 Frankfurt am Main, Postanschrift: 60268 Frankfurt am Main, 069.7501-4253
zeitschriftenvertrieb@fs-medien.de

BEZUGSPREIS JAHRESABONNEMENT
37,00 € inkl. MwSt. und Versandkosten Bundeswehrangehörige, Reservisten, Schüler, Auszubildende, Studenten und Rentenständler erhalten mit entsprechendem Nachweis 15 Prozent Rabatt auf den genannten Abopreis.
Erscheinungsweise: mindestens zehn Ausgaben im Jahr.

ANZEIGENLEITUNG
Sebastian Veit
KircherBurkhardt GmbH
Heiligegeistkirchplatz 1
10178 Berlin
030.44032-248
sebastian.veit@kircher-burkhardt.com

ANZEIGENVERWALTUNG/DISPOSITION
KircherBurkhardt GmbH
Heiligegeistkirchplatz 1
10178 Berlin
030.44032-231
anzeigen@y-magazin.de
Anzeigenverkauf für Unternehmen und Institutionen aus dem Geschäftsbereich des BMVg, der Rüstungsindustrie, Militär- und Sicherheitstechnik, Spezialfahrzeugbau, militärische Zusatzausrüstung, Träger der beruflichen Weiterbildung, Anbieter von militärnahen Freizeitaktivitäten (zum Beispiel Fallschirmspringen) sowie Ausrichter entsprechender Veranstaltungen: Presse- und Werbeagentur Hans Bratsch, Siegwartstraße 3, 89081 Ulm
0731.61 06-26, Fax: -16
info@bw-zeitungen-bratsch.de
www.bw-zeitungen-bratsch.de

DRUCK
Druckhaus Main-Echo GmbH & Co. KG
Weichertstraße 20, 63741 Aschaffenburg
www.druckhaus-main-echo.de

AUFLAGE
43.000

REDAKTIONEN/FACHABTEILUNGEN
Weitere redaktionelle Ansprechstellen der Bundeswehr und Ansprechpartner der Fachabteilungen im Bundesministerium der Verteidigung siehe Impressum unter:
www.y-magazin.de

LESERBRIEFE
Bei Veröffentlichungen von Leserbriefen behält sich die Redaktion das Recht auf Kürzungen vor.
leserbriefe@y-magazin.de

HINWEISE
Mit Namen oder Initialen gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Texte und Illustrationen sind urheberrechtlich geschützt. Nachdrucke, auch auszugsweise, fotomechanische Wiedergabe und Übersetzung sind nur nach vorheriger schriftlicher Zustimmung seitens der Redaktion und mit Quellenangaben erlaubt. Dies gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Vervielfältigungen auf CD-ROM. Bei allen Verlosungen/Preisausschreiben im Magazin ist der Rechtsweg ausgeschlossen. Wir betonen ausdrücklich, keinerlei Einfluss auf die Gestaltung und die Inhalte derjenigen Seiten zu haben, auf die in unserer Printversion mittels Angabe von Links verwiesen wird. Deshalb übernehmen wir keine Verantwortung für die Inhalte aller durch Angabe von Linkadressen in unserer Printversion genannten Seiten und deren Unterseiten und machen uns deren Inhalt nicht zu eigen. Diese Erklärung gilt für alle durch uns ausgewählten und angebotenen Links und für alle Seiteninhalte, zu denen Links oder Banner führen.
Für Preisangaben in Artikeln: keine Gewähr

Redaktionsschluss Ausgabe 08/2014:
7. Juli 2014

Bundeswehr
Wir. Dienen. Deutschland.

UNSERE SPEZIALISTEN

Auch dieses Spezial entstand in enger Zusammenarbeit von Bundeswehr-Redakteuren und externen Autoren.



Jan Marberg
Ein Steckenpferd des Leitenden Redakteurs von Y ist Geschichte – die des Ersten Weltkrieges inklusive.



Agnes Fuchslocher
Sie war beteiligt an der Erarbeitung der großen Ausstellung „Der Erste Weltkrieg" im DHM in Berlin.



Frank Bauer
Den Geschichtslehrer fasziniert die Reibung zwischen Tradition und Moderne während der Epoche.



Axel Vojvodic
Schon mehrfach war er auf den Schlachtfeldern von Verdun, und ist jedes Mal erneut ergriffen von dem Leid.



Ronald Rogge
Hat Geburtstag mit Wilhelm II. Ihn befremdet die extreme Ausprägung des Militarismus im Deutschen Kaiserreich.



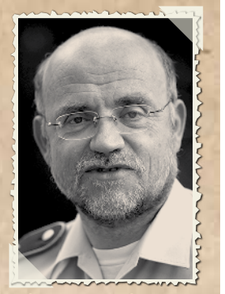
Björn Lenz
Selbst Uniformträger, recherchierte mit wachsender Neugier über das Militär des Kaiserreichs.



Sebastian Blum
Die vielen Feldpostbriefe zu lesen rührte ihn an, machte ihn öfter traurig und brachte ihn sogar zum Lachen.



Marion Stärke
Sie wünscht sich mehr Geschichtsschreiberinnen. An die Frauenporträts hat sie sich gerne gewagt.



Gerhard Groß
Wegen der großen Bedeutung des Krieges ist es ihm wichtig, die militärischen Anfänge in Erinnerung zu rufen.



Björn Jüttner
Er freute sich an den besonderen Geschichten über den kleinen Frieden im großen Krieg.



Andreas Mix
Ihn fasziniert die Jugendbewegung, weil sie die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts maßgeblich prägte.



László Nagy
Er versenkte sich tief in die Bildwelten von Jugendstil und Neuer Sachlichkeit und gestaltete unsere Kapitel-Aufmacher.



Wulf Allehotte
Die technischen Entwicklungen der Zeit und ihre Folgen machten das 20. Jahrhundert erst möglich.



Arnulf Serita
Die Wahrheit stirbt zuerst: Krieg und Propaganda gehören zusammen. Seine Überzeugung: Aufklärung darüber ist zentral.



Ralf Vollmuth
Er legte mit seiner medizinhistorischen Expertise den Grundstein für den Artikel über den Sanitätsdienst.



Michael Berger
Ihm ist es wichtig, das Andenken der jüdischen Soldaten, die in deutschen Armeen dienten, weiterzugeben.

Fotos: Bundeswehr/Jane Hannemann (5); privat (7); Holger Arndt; KircherBurkhardt GmbH; Bundeswehr/Sebastian Wilke; László Nagy; Lost and Taken

ANZEIGE

FernUniversität in Hagen

Von der Führungs-*Verwendung* zur Führungs-*Position*

Unser Studium ebnet Ihnen den Weg in Ihre zivile Karriere!

Hagener MASTERSTUDIUM Management

Key facts für Ihre strategische Entscheidung:

- dienstzeitbegleitendes Managementstudium
- Masterabschluss (M.Sc.) im Fernstudium möglich
- Angebote für Offiziere und Unteroffiziere
- Deutschlands Nr. 1 im universitären Fernstudium
- Studienangebote vom BFD komplett förderbar
- optimales Studienmaterial – ideal für Soldaten
- persönliche und individuelle Betreuung

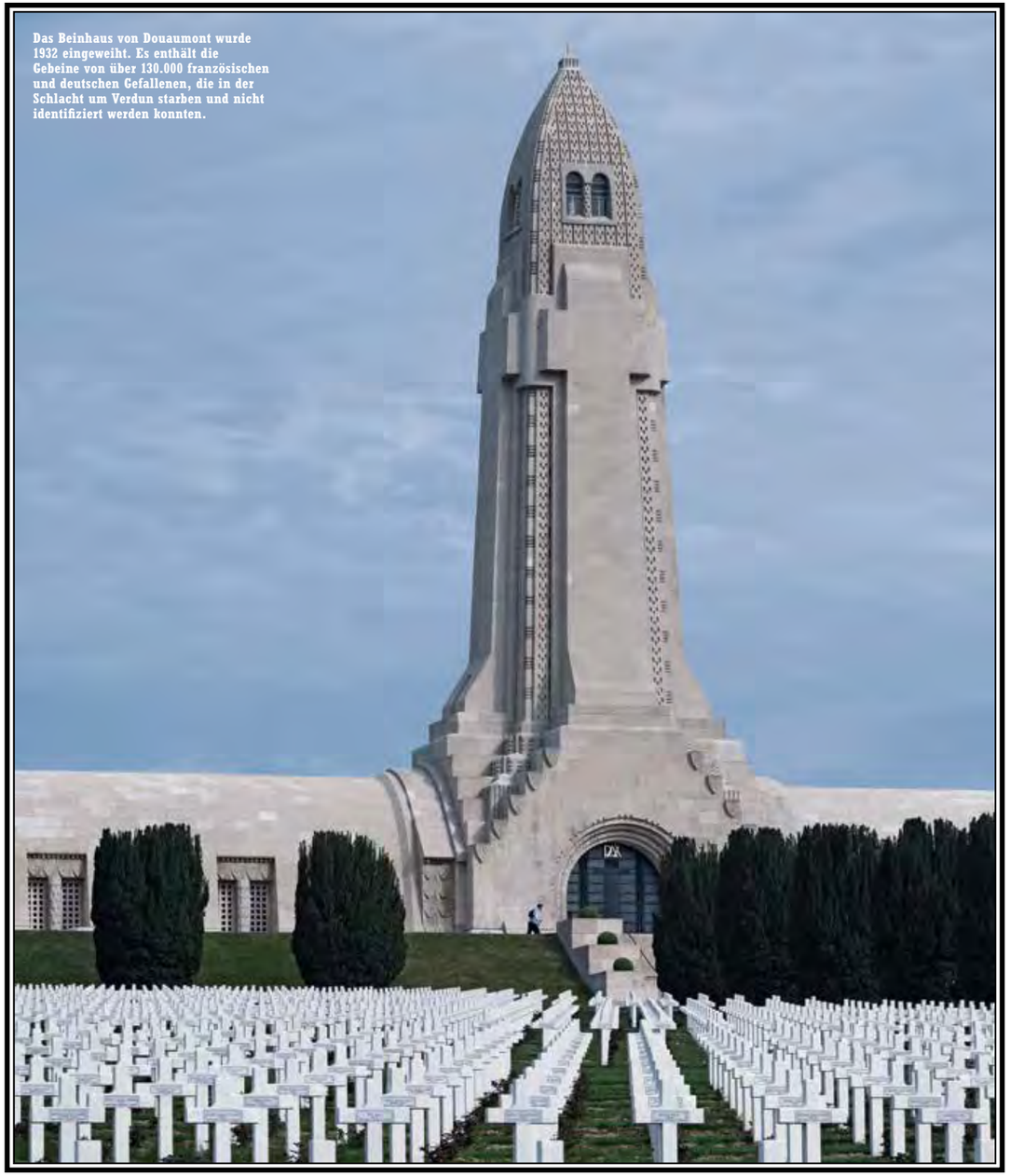
Rufen Sie uns an:
02331/987-4564

AKKREDITIERT SEIT 2006 FIBAA

Hagener Institut für Managementstudien e.V.
Institut an der FernUniversität in Hagen
Universitätsstr. 11, 58084 Hagen
www.fernuni-hagen-hims.de
hims@fernuni-hagen.de

Verwirklichen Sie mit uns Ihren Masterplan!

HAGENER MANAGEMENT STUDIUM



Das Beinhaus von Douaumont wurde 1932 eingeweiht. Es enthält die Gebeine von über 130.000 französischen und deutschen Gefallenen, die in der Schlacht um Verdun starben und nicht identifiziert werden konnten.

Fotos: Peter Straub; picture-alliance/Uwe Zucchi

Vorschau 09 | 2014



POLITIK | RÜCKFALL
Drei Jahre ist der Südsudan alt, schon versinkt der jüngste Staat der Erde wieder in Gewalt. Y berichtet aus dem Flüchtlingscamp Kakuma.

TRUPPE | IM TEST
Joint Support Ships, die Allesköner auf See, stehen auf der Wunschliste der Marine ganz oben. Was haben sie drauf?

WISSEN | ZEITENWENDE
Der Zweite Weltkrieg hat die Militärtechnik revolutioniert. Wieso? Und was waren die wichtigsten Entwicklungen?

ASMC
THE ADVENTURE COMPANY



MECHANIX WEAR
je 24,99

The Original
coyote | #22031
covert | #22030
woodland | #22032
* Kostenlos zu Ihrer Bestellung (über 660 Seiten)

ASMC - The Adventure Company
Gewerbepark Klinkenthal 55
66578 Heiligenwald
info@asmc.de | www.asmc.de

ADVENTURE | SECURITY | MILITARY | CAMPING